

Georg Bossong

Tübinger Beiträge zur Linguistik

herausgegeben von Gunter Narr

339



Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in der Romania

Von den Anfängen bis August Wilhelm Schlegel

gnV Gunter Narr Verlag Tübingen

Bossong, Georg:

Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in der Romania : von den Anfängen bis August Wilhelm Schlegel / Georg Bossong. – Tübingen : Narr, 1990

(Tübinger Beiträge zur Linguistik ; 339)

ISBN 3-8233-4190-1 kart.

ISBN 3-8233-4210-X Gb.

NE: GT

Für Ramses

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier

© 1990 · Gunter Narr Verlag Tübingen

Dischingerweg 5 · D-7400 Tübingen 5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Verarbeitung: Braun + Lamparter, Reutlingen

Printed in Germany

ISBN 3-8233-4210-X (geb.)

ISBN 3-8233-4190-1 (kt.)

Vorbemerkung

Dieses Buch ist aus einer Reihe von Vorlesungen und Seminaren hervorgegangen, die ich im Laufe der vergangenen zehn Jahre an den Universitäten Paris-XIII, Heidelberg, München, Innsbruck und Urbana/Illinois gehalten habe. Es richtet sich in erster Linie an Studierende, vor allem natürlich an Romanisten jeglicher Couleur, aber auch an Allgemeine Sprachwissenschaftler und an Altphilologen, besonders Latinisten. Um den Studenten zur Lektüre der Texte anzuregen, wird vergleichsweise viel in den jeweiligen Originalsprachen zitiert. Auf eine Übersetzung wird verzichtet; die Zitate, vor allem die schwieriger zu verstehenden, werden im umgebenden Text so ausführlich paraphrasiert, daß ein Verständnis des Zusammenhangs in jedem Fall gewährleistet ist.

Dem Spezialisten der Wissenschaftsgeschichte der Linguistik werden die meisten Einzelheiten bekannt sein; wenn die hier vorgenommene Auswahl und Zusammenstellung auch dem Kenner der Geschichte der Sprachthematik die eine oder andere neue Perspektive eröffnet, so wäre dies ein erwünschter Effekt. Auch eine primär didaktisch orientierte Einführung braucht auf einen allgemeinen gedanklichen Rahmen, eine neu konzipierte übergreifende Fragestellung nicht zu verzichten. In diesem Sinne wendet sich das Buch auch an Philosophen und Wissenschaftshistoriker sowie allgemein an jeden, der an der abendländischen Geistesgeschichte interessiert ist.

Die Bibliographie wurde, dem Einführungscharakter des Buches entsprechend, vergleichsweise breit angelegt, wenngleich natürlich kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird. Für die vertiefte Beschäftigung mit Detailaspekten findet der Leser genügend Hinweise. Zur besseren Orientierung wurden auch Kurzbiographien der behandelten Autoren erstellt, wobei ein Maximalrahmen für jeden Autor vorgegeben ist. Es ist mir selbstverständlich bewußt, daß man über Dante und Voltaire mehr sagen müßte als über Araolla oder Le Laboureur; andererseits sprudeln bei den bekannteren Autoren anderweitige Informationsquellen so reichlich, daß die wenigen Hinweise zur allgemeinen Einordnung hier vollkommen ausreichend sind. Die Zeittafel der Autoren und die chronologische Anordnung der Primärbibliographie mögen den Leser zum weiteren Nachdenken über historische Zusammenhänge anregen.

Die Druckvorlage wurde vollständig mit dem Programm *Signum! Zwei* erstellt; Basis ist der Schriftfont *Scribere*, der von mir entsprechend adaptiert und erweitert wurde.

Zu danken habe ich Herrn Peter Gördeler, der die Anregung zu dieser Publikation gab. Viele Anregungen habe ich meinen Studenten zu verdanken, von denen ich hier nur wenige exemplarisch beim Namen nennen kann: Carola Wiesmeier, Irmgard Huppmann, Andrea Bliese und Brigitte Sgoff. Ich danke meinen Kollegen an der Universität von Illinois in Urbana, besonders Douglas Kibbee, für wertvolle Hinweise. Christoph Petruck danke ich für sorgfältiges Korrekturlesen und anregende Diskussionen. Vor allem jedoch gilt mein Dank meiner Frau Christa und meinen Söhnen Alexander und Raphael, die länger und öfter, als mir und ihnen lieb sein konnte, ihre Ansprüche an mich diesem Buch gegenüber zurückstellen mußten.

Dießen/ Ammersee, im September 1989

Inhaltsverzeichnis

I. Kapitel. Einleitung: Sprachtheorie zwischen der Sprache und den Sprachen

1.	Zur Neubelebung der Geschichte der Sprachtheorie.....	1
2.	Universalismus und Partikularismus in historischer Sicht..	4
3.	Aufbau und thematische Abgrenzung der Arbeit.....	10
4.	Hinweise zur allgemeinen bibliographischen Orientierung..	15

II. Kapitel. Der erste Universalismus: 'grammatica' als universale Substanz im scholastischen Denken

1.	Allgemeine Charakteristik des scholastischen Sprachdenkens.....	17
2.	Entstehung und Entwicklung der modistischen Sprachtheorie.....	19
3.	Grundbegriffe des Modismus.....	25

III. Kapitel. Der erste Partikularismus: 'Deffence et illustration' der Muttersprache im Zeichen des Humanismus

1.	Die mittelalterlichen Vorläufer.....	33
1.1.	Die Sprache der Troubadours als Bildungsgut für Laien: die Anfänge der romanischen Grammatik bei Jofre de Foixà.....	33
1.2.	Wissenschaft in der Volkssprache: die Sprachethik von Alfonso el Sabio und die Anfänge der spanischen Fachprosa.....	35
1.3.	Die Entdeckung der Muttersprache und die Anfänge der romanischen Sprachwissenschaft bei Dante Alighieri..	43
1.3.1.	'Naturale amor di propria loquela' als existenzielle Erfahrung im <i>Convivio</i>	44
1.3.2.	Sprachtheologie, Sprachwissenschaft und die Jagd nach dem 'volgare illustre' in <i>De vulgari eloquentia</i>	51
2.	Emanzipation des Latein und Emanzipation vom Latein im europäischen Humanismus.....	64
2.1.	Lorenzo Valla, der Wiederentdecker der lateinischen Eleganz.....	64

2.2.	Anmerkungen zur welthistorischen Sonderstellung Europas.....	68
3.	Die Anfänge der Renaissancegrammatik: Nebrija und seine Tradition auf der Iberischen Halbinsel.....	71
3.1.	Sprache und Imperium in der ersten spanischen Grammatik von Nebrija (1492)	71
3.2.	Die Stellung des Spanischen auf der Iberischen Halbinsel im Werk des Anonymus von Löwen (1559).....	79
3.3.	Renaissancedenken und salmantinischer Rationalismus bei Gonzalo Correas (1625)	83
3.4.	Das Erwachen des Sprachbewußtseins in Portugal: Fernão de Oliveira (1536)	90
3.5.	Spanische Sprachethik und italienische Eleganz bei Juan de Valdés (1535).....	94
4.	Renaissancegrammatik und Sprachendialoge: die Tradition von Pietro Bembo in Italien	98
4.1.	Sprachkunst und Sprachregeln in der Völgärsprache: Bembo's <i>Prose</i> von 1525.....	100
4.2.	Die Sprachenfrage - ein Streit um Worte? Trissinos <i>Castellano</i> (1529)	106
4.3.	Die Sprachenfrage als Sachproblem: die Sprachtheorie in Tolomeis <i>Cesano</i> (1554)	108
4.4.	Sprachwandel, Sprachausbau und Sprachverwendung in Speronis <i>Dialogo delle lingue</i> (1542).....	114
5.	Grammatiken und Sprachtheorien im Frankreich der Renaissance	123
5.1.	Du Bellays <i>Deffence et illustration</i> (1549) - ein programmatisches Manifest <i>à l'italienne</i>	123
5.2.	Die ersten Grammatiken des Französischen.....	127
5.2.1.	Die Forderung nach einer Nationalgrammatik bei Tory (1529)	128
5.2.2.	Die erste Premiere: Palsgraves englisches <i>Leclarcissement</i> (1530).....	130
5.2.3.	Die zweite Premiere: Dubois' lateinische <i>Isagoge</i> (1531)	136
5.2.4.	Die dritte Premiere: die französische <i>Gramere</i> des Humanisten und Orthographiereformers Meigret (1550)...	140
5.2.5.	Die Grammatiken von Robert Estienne und Petrus Ramus.....	147

5.3.	Aspekte der Sprachtheorie in Frankreich	151
5.3.1.	Die Anfänge der französischen Dialektgeographie bei Charles Bovelles.....	152
5.3.2.	Die Idee der Diachronie bei Étienne Pasquier.....	156
6.	Der Wettstreit der romanischen Volkssprachen.....	160
6.1.	Das Französische in der Auseinandersetzung mit dem Italienischen bei Henri Estienne.....	160
6.2.	Der Versuch der Emanzipation einer romanischen Randsprache: Girolamo Araolla und das Sardische	164

IV. Kapitel. Der zweite Universalismus: von der 'Grammaire générale et raisonnée' zur Universalität des Französischen

1.	Der Anfang des neuen Universalismus in Salamanca: die rationalistische Analyse des Latein bei Sanctius (1587)	170
1.1.	Allgemeine Charakteristik: Rationalität und Autonomie der Grammatik.....	170
1.2.	Die rationalistische Reduktion der Wortarten.....	176
1.3.	Die Entdeckung „tiefer“ Strukturen jenseits der Rhetorik..	179
2.	Rationalistische Linguistik im Frankreich des 17. Jahrhunderts.....	182
2.1.	Die <i>Grammaire générale et raisonnée</i> von Port-Royal (1660).....	182
2.1.1.	Arnauld und Descartes, Lancelot und Sanctius.....	183
2.1.2.	Sprachreflexion im Spannungsfeld von Lateinisch und Französisch	187
2.1.3.	Grammatik als „Wissenschaft“	191
2.1.4.	Die doppelte Artikulation der Sprache und der cartesianische Dualismus.....	192
2.1.5.	'CONCEVOIR et JUGER', Apprehension und Assertion..	193
2.1.6.	Die rationalistische Analyse des Französischen: Port-Royal jenseits von Vaugelas.....	198
2.2.	Linguistischer Cartesianismus: Sprachphilosophie und Sprachtheologie in Cordemoys <i>Discours physique de la parole</i> (1668)	201
3.	Rationalistische Ansätze im Italien des 17. Jahrhunderts..	210
3.1.	Sprachphilosophischer Universalismus im spanischen Neapel: Tommaso Campanellas <i>Grammaticalia</i> (1638).....	210

3.1.1.	Sprache als Instrument: „philosophische“ contra „bürgerliche“ Grammatik.....	212
3.1.2.	Das axiomatische System der sprachlichen Einheiten.....	215
3.2.	Die rationalistische Analyse des Italienischen bei Benedetto Buonmattei (1643).....	222
3.2.1.	Die Schichtung des Sprachbegriffs aus italienischer Sicht.....	223
3.2.2.	Die rationalistische Ausdifferenzierung der Wortarten.....	224
4.	Die Debatte um die natürliche Satzgliedfolge in der französischen Aufklärung.....	229
4.1.	'Grammairien philosophe' und 'ordre naturel': Linearität und Linearisierung als Grundproblem der Sprachtheorie...	229
4.2.	Die rationalistische Position: „natürlich“ ist die Vernunft.....	232
4.2.1.	Der Sieg der <i>modernes</i> über die <i>anciens</i> : Le Laboureur (1669).....	232
4.2.2.	Du Marsais, der erste Linguist der <i>Encyclopédie</i>	233
4.2.2.1.	Lateinische und französische Wortfolge als pädagogisches und linguistisches Problem.....	233
4.2.2.2.	'Construction' und 'syntaxe'.....	236
4.2.2.3.	Du Marsais als Semantiker.....	239
4.2.3.	Nicolas Beauzée, <i>encyclopédiste</i> und Vollender der Universalgrammatik.....	241
4.2.3.1.	Universalienforschung in Theorie und Empirie.....	241
4.2.3.2.	Das Linearitätsproblem in Linguistik und Erkenntnistheorie.....	245
4.2.3.3.	Entwurf einer Sprachtypologie.....	250
4.2.3.4.	Ansätze einer universalistischen Empirie: das Kasusproblem.....	252
4.2.4.	Voltaires Artikel <i>François</i>	253
4.2.5.	Klarheit und Universalität des Französischen bei Rivarol.....	255
4.3.	Die sensualistischen Positionen: „natürlich“ sind Gefühl und Leidenschaft (oder: „natürlich“ kann alles sein).....	258
4.3.1.	Die philosophische Relativierung des Wortstellungsproblems bei Condillac.....	261
4.3.2.	Batteux' Feldzug gegen die Natürlichkeit der Vernunft ...	264
4.3.3.	Diderot und die Unvollkommenheit jeder sprachlichen Linearisierung.....	267

V. Kapitel. Der zweite Partikularismus: die Entstehung des Historismus zwischen Aufklärung und Romantik

1.	Giambattista Vicos neue Geschichtswissenschaft (1725): die Urpoesie der Völker und ihr Zerfall.....	270
2.	Jean-Jacques Rousseau (1761): vom Ursprung der Sprache zum Ursprung der Nationen.....	277
3.	Die Herausbildung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft.....	284
3.1.	Sprache als Ausdruck der Nation.....	284
3.2.	Die Entdeckung des Sanskrit durch Sir William Jones (1786).....	286
3.2.1.	Das Sanskrit als „missing link“.....	287
3.2.2.	Das Sanskrit als Ursprache: organisches Wachstum aus der Wurzel.....	288
3.2.3.	Das Sanskrit als Katalysator: Paris als internationales Zentrum der Sprachwissenschaft.....	289
3.3.	Vom Sanskrit zum Provenzalischen: die Entstehung der Romanistik.....	293
3.3.1.	Raynouards Vision von der romanischen Ursprache.....	296
3.3.2.	August Wilhelm Schlegel, der Wegbereiter der romanischen Sprachwissenschaft.....	301
	Zeittafel der Autoren	306
	Kurzbiographien der Autoren	310
	Chronologische Bibliographie der Primärtexte	329
	Bibliographie der Sekundärliteratur	349
	Index	383

I. KAPITEL

EINLEITUNG: SPRACHTHEORIE ZWISCHEN DER SPRACHE UND DEN SPRACHEN

1. Zur Neubelebung der Geschichte der Sprachtheorie

Die Geschichte der Sprachwissenschaft ist in den vergangenen zwanzig Jahren geradezu ein Modethema geworden. Gewiß war das Interesse an der Geschichte unserer Disziplin immer präsent, es war jedoch lange ganz überwiegend antiquarischer Natur. Nur selten hat man früher Historiographie der Linguistik mit dem erklärten Ziel betrieben, gedankliche Anregungen für die Lösung linguistischer Grund-satzfragen oder Detailprobleme zu gewinnen. Einen entscheidenden Anstoß zur Rückbesinnung auf verschüttete Traditionen gab Noam Chomsky, der nur ein Jahr nach dem Erscheinen seiner *Aspects*, also in einem Augenblick, als der Siegeszug der Generativen Transformationsgrammatik unaufhaltsam schien, den Entwurf einer historischen Rückbesinnung vorgelegt hat (1966). Die Art, in der Chomsky in seinem Werk *Cartesian Linguistics* Ahnenforschung betreibt (nämlich zuweilen so, daß Ahnen einfach requiriert werden; sie können sich ja nicht mehr wehren!), hat viele Kritiker auf den Plan gerufen. Elniges an der gegen Chomsky vorgetragenen Kritik war zweifellos berechtigt; dennoch gebührt seinem Buch das nicht gering zu schätzende Verdienst, zu der weltweiten Aufarbeitung der historischen Vorstufen der modernen Linguistik einen entscheidenden Impuls gegeben zu haben. Vieles, was bis dahin verstreut in den Schubladen der einzelnen Philologien geschlummert hatte, wurde nun zutage gefördert und unter neuen Perspektiven zur Einheit zusammengefaßt.

Vor allem hat Chomskys Buch auch dazu beigetragen, daß die lange vernachlässigte Zeit vor 1800, der Gegenstandsbereich auch dieses Buches, wieder neu bewertet wurde. Im Zeichen einer Geschichtsschreibung, die am Ideal der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts orientiert war, pflegte man bis in die 50er und 60er Jahre hinein die langen davorliegenden Zeiträume mit ihrer reichen und vielgestaltigen sprachtheoretischen Literatur generell als „vorwissenschaftlich“ abzuqualifizieren; die Linguistik als „Wissenschaft“, so die lange Zeit vorherrschende *communis opinio*, habe sich erst mit dem Aufkommen der historisch-vergleichenden Methodik etabliert. Erst nachdem in unserer Zeit neue Fragestellungen

diejenigen des 19. Jahrhunderts abgelöst haben, entdeckt man die Problemstellungen und Lösungsansätze dieser Jahrhunderte neu und ist immer wieder davon überrascht, wie aktuell sie im Lichte der heutigen Forschung erscheinen. Besonders gilt dies von der scholastischen Sprachtheorie des Mittelalters, die bis dahin nur für wenige Spezialisten ein Thema gewesen war, sowie für die rationalistische Tradition von Descartes und Port-Royal bis zur Französischen Revolution. Im Zeichen dieser Neuentdeckung und Neubewertung der eigenen Vorfahren ist die Geschichte der Sprachtheorie in den letzten zwei Jahrzehnten neu geschrieben worden.

Sicher ist es wesentlich dem Anstoß von Chomskys Buch mit zu verdanken, daß sich die Geschichte der Sprachwissenschaft als ein eigenes Fach etabliert hat, was seinen Ausdruck in der Gründung spezialisierter Zeitschriften (wie *Historiographia linguistica* oder *Histoire Épistémologie Langage*) und Publikationsreihen (wie *Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science* (Benjamins), *Lingua et traditio* (Gunter Narr) und *Romanistik in Geschichte und Gegenwart* (Helmut Buske)) gefunden hat, aber auch etwa in der Tatsache, daß auf dem 12. Internationalen Linguistenkongreß 1977 in Wien dieser Thematik eine eigene Plenarveranstaltung gewidmet war.

Zweifellos ist die genaue philologische und immanent-historische Aufarbeitung der Quellen eine notwendige Voraussetzung für jede Beschäftigung mit der Geschichte der Sprachthematik. Diese würde jedoch historisierender Selbstzweck, *l'art pour l'art* bleiben, wenn die Ansätze der Vergangenheit nicht auch als Antwortmöglichkeiten auf Fragen gesehen würden, welche den Sprachforscher von heute immer noch umtreiben. Wirklich fruchtbar wird die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erst in dem Augenblick, in dem man sich nicht mehr damit zufrieden gibt, auf längst verstaubte Papiere bloß wieder aufs neue bald verstaubendes Papier aufzuhäufen, vielmehr hinter den überlieferten Zeugnissen den forschenden, über die Sprache nachdenkenden Menschen zu sehen und sichtbar zu machen versucht, der sich vor Jahrhunderten bereits mit gewissen immer gleichen und daher stets aktuellen Problemen auseinandergesetzt hat. Chomsky hat in einem französisch publizierten Interview von 1977 diese Grundeinstellung plastisch resümiert:

Je m'intéresse à des étapes antérieures de la pensée scientifique et de la spéculation pour voir jusqu'à quel point des idées semblables ou parentes auraient pu être formulées, parfois à partir de

perspectives assez différentes. ... Je me conduis non pas en antiquaire, mais en amateur d'art ... Je crois qu'il est possible de se tourner vers des étapes antérieures du savoir scientifique et de mettre en lumière, grâce à ce que nous savons aujourd'hui, quels grands penseurs étaient ces gens malgré les limitations de leur temps.

(Chomsky 1974: 94)

Diese Einstellung darf natürlich kein Freibrief für historisch-philologische Sorglosigkeit sein; die Gefahr ist sonst groß, daß, um im Bilde zu bleiben, der ahnungslose Kunstliebhaber einer Fälschung des raffinierten Antiquars aufsitzt. In der Zwischenzeit mehren sich auch die Ansätze, die das Streben nach größtmöglicher historischer Treue mit einer breiten philosophischen, anthropologischen und linguistischen Perspektivierung zu verknüpfen suchen. Jedenfalls sollte letztere nicht fehlen, zumindest nicht in Werken, die über die elementare Aufgabe der philologischen Erschließung und Sicherung der Primärdaten hinausgehen. Daß gerade in allgemeinen Überblickswerken, wie etwa in dem hier vorgelegten, der Spezialist für das eine oder andere eng umgrenzte (und vielleicht eifersüchtig gehütete) Teilgebiet immer etwas zu bemängeln findet, ist trotz aller Sorgfalt unvermeidlich und muß in Kauf genommen werden.

An Einführungswerken in die Geschichte der Sprachwissenschaft herrscht mittlerweile wahrlich kein Mangel mehr; es gibt sie in den verschiedensten Formaten und in allen europäischen Kultursprachen. Auch die methodischen und theoretischen Grundlagen der Geschichtsschreibung der Linguistik werden seit Jahren intensiv diskutiert und waren auch bereits Gegenstand mehrerer umfangreicher Monographien. Ich möchte zu der erwähnten methodenkritischen Debatte hier keinen theoretischen, sondern lediglich einen praktischen und konkreten Beitrag leisten, indem ich eine Historiographie der Sprachthematik vorlege, wie sie mir sinnvoll erscheint. Andere mögen darüber urteilen, ob diese Art der Darstellung bestimmten theoretischen Idealvorstellungen entspricht. Ich sehe die Geschichte der Sprachreflexion unter dem Gesichtspunkt der Dialektik von Einheit und Vielfalt der menschlichen Sprache. (Es ist für den hier behandelten Zeitraum nicht sinnvoll, zwischen Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft zu trennen; als Oberbegriff wird zuweilen auch „Sprachtheorie“ oder „Sprachbetrachtung“ verwendet.)

2. Universalismus und Partikularismus in historischer Sicht

Die Dialektik von Einheit und Vielgestaltigkeit des menschlichen Sprachbaus ist ein zentrales, vielleicht das zentrale Thema jeder Sprachbetrachtung. Die eine, zweifellos genetisch enkodierte, Sprachfähigkeit der menschlichen Spezies prägt sich in tausendfach differenzierten Formen aus. Umgekehrt sind all die feinen und feinsten Abstufungen und Nuancierungen einzelsprachlicher Variabilität letztlich nur immer neue Variationen einiger zugrundeliegender universaler Muster.

Die Erkenntnis der Relativität der eigenen Sprache durch den Kontakt mit einer anderssprachigen Gemeinschaft ist der erste Schritt heraus aus einer Naivität, welcher die eigensprachlichen Eigenheiten naturgegeben scheinen; umgekehrt ist es indessen nicht minder naiv, die Divergenzen als unüberbrückbar, einzelsprachliche Systeme als inkommensurabel anzusehen. Beide Betrachtungsweisen, die an den einzelsprachlichen Besonderheiten orientierte und die auf zugrundeliegende Gemeinsamkeiten abzielende, sind gleichermaßen legitim und notwendig; sie sind, im Idealfall, komplementär aufeinander bezogen. Seit er über sich selbst nachdenkt, ist dem Menschen auch seine Sprache ein Gegenstand der Reflexion. In diesem langen Erkenntnisprozeß, voller Irrgänge, Wiederholungen und Sackgassen, ist der eben genannte Idealfall kaum je verwirklicht worden: nur selten wurden die komplementären Perspektiven der universalistischen und partikularistischen Sprachbetrachtung in einem gegebenen historischen Moment zugleich verfolgt. Die Komplementarität der Perspektiven manifestiert sich nicht in einem Neben- oder Miteinander, vielmehr im historischen Nacheinander, als die Aufeinanderfolge von Epochen, in denen jeweils die eine oder die andere Perspektive im Vordergrund des Interesses steht.

Die Formulierung „im Vordergrund des Interesses“ ist wichtig und soll wörtlich verstanden werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Sprachbetrachtung nie gänzlich von einer der beiden Perspektiven abstrahieren kann: auch in Zeiten, in denen das Bemühen um eine universale Grammatik im Zentrum steht, ist die Beschäftigung mit der sprachlichen Vielfalt schon auf einer rein praktischen Ebene bis zu einem gewissen Maß unumgänglich; umgekehrt ist die Tendenz, die einmal gefundenen Detailergebnisse zu verallgemeinern, auch in Perioden ausgeprägt, in denen solche Detailergebnisse das eigentliche Er-

kennntnisziel darstellen. Vor allem jedoch darf die Tatsache nicht außer acht bleiben, daß es neben den geistesgeschichtlichen Haupt- immer auch Neben- und Unterströmungen gibt, Denkrichtungen, die in ihre Zeit nicht recht hineinpassen, die aber auf Künftiges vorverweisen und ihm den Weg bahnen. Das Nacheinander von Perioden schließt chronologische Gleichzeitigkeit insofern nicht aus, als mit dem Höhepunkt einer Periode das epigonale Nachwirken des Alten und die erste, noch tastende Vorwegnahme des Neuen einhergehen kann. Geistesgeschichtliche Entwicklungen verlaufen nicht einfach und geradlinig. Ihre interne Vielschichtigkeit wirkt oft verwirrend. Nichtsdestoweniger zeichnen sich im überschauenden historischen Rückblick einige große Linien deutlich ab. Auf diese großen Linien, nicht auf die - verspäteten oder antizipierenden - Neben- und Seitenströmungen hebt die Redeweise vom „Vordergrund des Interesses“ ab.

Es wird also behauptet, daß in der Geschichte des Nachdenkens über Sprache solche Perioden, in denen die Suche nach dem allen Einzelsprachen Gemeinsamen im Zentrum steht, und solche, die primär auf die Erforschung und Darstellung einzelsprachlicher Vielgestaltigkeit ausgerichtet sind, einander ablösen. Die Dialektik von Einheit und Vielfalt des menschlichen Sprachbaus ist ein zentrales Thema nicht nur in systematischer, sondern auch in historischer Hinsicht. Sie entfaltet sich nicht nur beispielsweise in dem Nebeneinander und der wechselseitigen Bezogenheit von Typologie und Universalienforschung in der heutigen Linguistik, sondern auch in der Geschichte der Sprachbetrachtung selbst. Die historische Entfaltung dieser Dialektik ist die Leitthematik des vorliegenden Beitrags, der sich vor allem in diesem Punkt von anderen geschichtlichen Darstellungen der Sprachthematik unterscheidet. Im Zentrum steht also nicht die philologisch getreue Aufarbeitung einzelner Autoren; das leitende Interesse ist nicht antiquarischer Art, die Auswahl ist sicher bis zu einem gewissen Maße subjektiv. Auch ist natürlich der eine oder andere Gesichtspunkt in der bisherigen Literatur bereits ähnlich behandelt worden (vgl. beispielsweise Sharadzenidze 1976, 1982). Was bislang jedoch fehlt, ist eine Gesamtdarstellung, in der die Dialektik des Interesses an *langage* und *langue(s)* konsequent in den Mittelpunkt gestellt wird. In meinen bisherigen Arbeiten zur Sprachwissenschaft war die systematische Erhellung der Dialektik von Universalem und Partikularem stets implizit oder explizit das leitende Forschungsinteresse; diesen Arbeiten wird hiermit ein historischer Versuch an die Seite gestellt: der Versuch, die Entwicklung der Sprachthematik im Abendland als eine

Entfaltung dieser Dialektik zu begreifen. („Abendland“ wird hier verwendet im Sinne der „abendländischen Kultur Westeuropas“, unter Aus-schluß der griechisch-römischen Antike. Eine Ausweitung der Per-spektive auf die antike Sprachtheorie und auf die mit der abendländi-schen eng verflochtene islamische Kultur wäre natürlich wünschens-wert, kann aber im Rahmen dieses Werkes nicht einmal ansatzweise geleistet werden.)

Geistesgeschichtliche Strömungen bilden sich nicht in einem Va-kuum. Die verschiedenen Gebiete des menschlichen Wissens und Re-flektierens beeinflussen sich wechselseitig, und sie hängen, in mehr oder minder großem Ausmaß, von den Entwicklungen auf politischem und sozialem Gebiet ab. Die Geschichte der Sprachthematik ist einge-bettet in die allgemeine Geistesgeschichte, die ihrerseits Bestandteil der Geschichte *tout court* ist. Es ist wichtig, diese Zusammenhänge im Auge zu behalten. Sprache ist ein anthropologisches Grundthema. Die Art und Weise, wie die Menschen zu verschiedenen Zeiten mit diesem Thema umgehen, ist kennzeichnend für die Epoche und das in ihr herr-schende Menschenbild. Am Beispiel der Sprachthematik lassen sich symptomatisch und im Detail die anthropologischen Auffassungen und Einstellungen ganzer Epochen aufzeigen. Die Art der Behandlung gerade dieses Themas kann als ein Seismograph betrachtet werden, der sich anbahnende Erschütterungen und Umwälzungen schon dann anzeigt, wenn sie noch unterirdisch, noch nicht ins allgemeine Be-wußtsein eingedrungen sind. Von der Sache her gesehen ist die Sprachproblematik historisch konstant, da sich zwar die Einzelsprachen in historischen Dimensionen entwickeln, nicht aber die Bedingungen ihrer Entwicklung. (Die Entwicklungsbedingungen der menschlichen Sprachfähigkeit sind natürlich auch, wie alles Seiende, dem Wandel unterworfen; sie haben sich in einem langen Prozeß biologischer Evo-lution herausgebildet und verändern sich weiter. Gemessen am Rhyth-mus menschlicher Historie ist diese Evolution allerdings extrem lang-sam. Biologisch gesehen bildet die gesamte Epoche der historisch dokumentierten Sprachgeschichte der Menschheit (vom Sumerischen bis heute) eine einzige Synchronie; eventuell erfolgte Veränderungen sind zu minimal, um wahrnehmbar zu sein.) Gerade wegen dieser rela-tiven Konstanz der Bezugsgrößen ist die historisch nicht konstante Auswahl, die aus dieser komplexen und vielschichtigen Problematik getroffen wird, besonders aufschlußreich. Welche Teilaspekte eines an sich gleichbleibenden Gegenstandsbereichs die Menschen einer be-stimmten Epoche besonders interessieren und welche anderen Teil-

aspekte sie unberücksichtigt lassen, das sagt über die jeweilige Epo-che einiges aus. In der Haltung zur Sprache spiegelt sich die epo-chenspezifische Haltung zum Menschen und zur Welt. In diesem Sinne versteht sich die vorliegende Arbeit auch als ein Beitrag zur Aufarbei-tung eines Kapitels der europäischen Geistesgeschichte, das in allge-meinen Darstellungen meist nicht den Rang einnimmt, der ihm ohne Zweifel zukommt.

Die Hauptthese der vorliegenden Arbeit läßt sich folgendermaßen zusammenfassen. In der Zeit zwischen dem 13. und dem 19. Jahrhun-dert lassen sich vier Epochen unterscheiden, vier Perioden, die sich bezüglich der Behandlung der Sprachthematik in jeweils spezifischer Weise unterscheiden. In der dialektischen Bewegung vom Universalen zum Partikularen und wieder zurück schlug das Pendel in diesem Zeit-raum insgesamt vier Mal weit in eine der beiden Richtungen aus. Das Hoch- und Spätmittelalter ist gekennzeichnet durch die Betonung des Universalen, durch die Untersuchung der Semantik und Syntax von Sprache schlechthin. Im Frühhumanismus kündigt sich an, was dann in der Renaissance voll zur Entfaltung gelangt, nämlich die Hinwendung zur Vielfalt der Einzelsprachen und zur Betonung ihrer Besonderheiten. Das Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung bringt sodann erneut eine Wendung zur universalistischen, von den Einzelsprachen abstrahierenden Betrachtungsweise. Schließlich läßt sich bereits im frühen 18. Jahrhundert ein Umschlagen des Pendelschwungs in Rich-tung auf die Erforschung einzelsprachlicher Vielgestaltigkeit beobach-ten, eine Strömung, die dann in die historisch-vergleichende Sprach-wissenschaft des 19. Jahrhunderts einmündet. Es scheint, daß in unse-rem Jahrhundert, beginnend mit Ferdinand de Saussure, erneut die universalistische Perspektive in den Vordergrund gerückt ist, doch fehlt hier sicher noch die historische Distanz, die für eine resümieren-de Zusammenschau nötig wäre. Vielleicht ist es auch so, daß einfache, zusammenfassende Charakterisierungen von Haupt- und Nebenströ-mungen der Komplexität und Vielgestaltigkeit des Sprachdenkens un-serer Zeit grundsätzlich nicht mehr gerecht werden können. Wie dem auch sei, die Entwicklung der Sprachtheorie im 19. und 20. Jahrhundert liegt in jedem Fall außerhalb der Grenzen, die diesem Beitrag gesetzt sind.

Mit der Ausrichtung auf universale oder partikulare Fragestellun-gen sind weitere Grundansätze in der Sprachbetrachtung verbunden. - Ein erster Punkt ist nahezu selbstverständlich: der sprachwissen-schaftliche Universalismus ist theorieorientiert, der Partikularismus

hingegen datenorientiert (vgl. Robins 1974); entsprechend wandelt sich die relative Gewichtung von Theorie und Empirie von Epoche zu Epoche. - Des weiteren läßt sich die universalistische Sichtweise fast stets auch als rationalistisch kennzeichnen: wenn das allen Sprachen Gemeinsame im Vordergrund steht, müssen die Zusammenhänge vernunftgemäß einsehbar und begründbar sein; die Sprachbetrachtung wird als Wissenschaft im Sinne des aristotelisch-scholastischen Begriffes von *ἐπιστήμη* bzw. *scientia* aufgefaßt. Logische Argumentationsketten haben den Vorrang vor ästhetischen Wertungen. Umgekehrt ist in partikularistischen Perioden nicht die *ratio* der Leitbegriff, sondern der *usus*: die Unregelmäßigkeiten und Widersprüchlichkeiten der Einzelsprachen werden nicht unter den Tisch gekehrt, vielmehr explizit thematisiert; Sprachbetrachtung ist in dieser Sichtweise keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, das heißt eine *τέχνη* bzw. *ars*. Nicht die Logik, sondern die Schönheit des literarischen Kunstwerks ist der entscheidende Maßstab. - Schließlich korrelieren Universalismus und Partikularismus im allgemeinen auch mit bestimmten Positionen in der alten sprachphilosophischen Debatte zwischen (*cum grano salis*) Plato und Aristoteles. In universalistischen Epochen dominiert die aristotelische *θεσσι*-Position, wonach die Beziehung zwischen Ding und Name willkürlich und konventionell ist; dies hängt damit zusammen, daß die Unterschiede zwischen den Einzelsprachen als etwas Oberflächliches aufgefaßt werden: sie beruhen auf sozialer Übereinkunft, spiegeln jedoch keine tiefergreifenden Divergenzen wider. Im Unterschied dazu beruft sich der Partikularismus gern auf Platos *Kratylos*, demzufolge die Namen *φύσει* eine gewisse „Richtigkeit“ (*ὁρθότης*) beanspruchen können; die Unterschiede zwischen den Einzelsprachen sind gewichtiger, sie reichen in größere Tiefen hinab, als ein oberflächlicher Rationalismus dies wahrhaben will. Konsequenter wird der sprachtheoretische Platonismus allerdings nur selten vertreten; nur wenige Autoren, Vico zum Beispiel, erliegen dem „Zauber Platos“ wirklich. Andere Sprachtheoretiker, wie etwa Speroni, stellen den Aristotelismus in den Dienst einer partikularistischen Sprachauffassung, was kein Widerspruch zu sein braucht, da dieser Position zufolge die sprachliche Vielfalt ja nicht geleugnet, sondern lediglich behauptet wird, ein bestimmter Inhalt sei von konkreten sprachlichen Formen im Prinzip unabhängig. Die philosophische Korrelation von Aristotelismus und Universalismus ist also nicht eindeutig; andererseits verweist ein konsequenter platonistischer Standpunkt klar auf eine partikularistische Grundeinstellung.

Natürlich wird die epochenspezifische Auswahl von Teilaspekten des Gesamtphänomens Sprache nicht nur vom allgemeinen Zeitgeist, sondern auch vom jeweiligen Kenntnis- und Reflexionsstand geprägt. Vor allem gilt dies vom Kenntnisstand: im Reflexionsniveau sind die Unterschiede zwischen den Epochen weniger ausgeprägt. Die begriffliche Schärfe so mancher scholastischen Abhandlung steht neueren Reflexionen nicht nur nicht nach, sondern ist ihnen vielfach überlegen. Ob man in dieser Hinsicht tatsächlich von „Fortschritt“ sprechen kann, muß bezweifelt werden. Wohl aber hat es echten Fortschritt bezüglich des Niveaus der sachlichen Kenntnisse gegeben: seit dem ausgehenden Mittelalter ist das Wissen um die real existierende Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus kontinuierlich angewachsen. Neben dem Arabischen und Griechischen entdeckte man die romanischen Sprachen als gegenüber dem Latein eigenständige Systeme; die Entdeckung einer Neuen Welt jenseits des Ozeans eröffnete neue Welten auch in sprachlicher Hinsicht (die Grammatiken verbreiteter Indianersprachen wie Nahuatl, Quechua, Tupi und Guaraní seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert aus der Feder spanischer und portugiesischer Missionare sind zahlreich und teilweise sprachwissenschaftlich von großer Bedeutung; vgl. etwa Anchieta 1595, González Holguín 1607, Torres Rubio 1619, Montoya 1640 etc.); die Intensivierung des Kontaktes mit den Kulturen Asiens erschloß dem europäischen Bewußtsein Sprachen ganz anderen Zuschnitts (man vergleiche etwa Rodriguez 1604, die erste japanische Grammatik überhaupt; Näheres zu portugiesischen Grammatiken des Tamil und anderer Sprachen in Buescu 1983); gegen Ende des hier behandelten Zeitraums spielte die genaue Einsicht in den Bau des Chinesischen und des Sanskrit eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung der modernen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts (das Sanskrit bei der historisch-vergleichenden, das Chinesische bei der typologisch-vergleichenden Linguistik). Die Kenntnis vom Bau der Sprachen wurde nicht nur breiter und reicher, sondern auch tiefer und genauer. All dies hatte natürlich Auswirkungen auf die Entwicklung des Sprachdenkens. Man könnte dementsprechend die oben gebrauchte Metapher von der Pendelbewegung auch dahingehend modifizieren, daß man von einer Spiral- oder Schraubenbewegung spricht. Die Entwicklung von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft ist nicht nur eine Aufeinanderfolge universalistischer und partikularistischer Perioden im ständigen Wechsel, sondern auch in gewissem Maße eine Aufwärtsbewegung; sie zeigt, neben dem dialektischen Hin und Her der Perspektiven, unter denen jeweils der eine unverän-

derliche Gegenstand gesehen wird, durchaus auch die Züge einer Kenntnisse kumulierenden Wissenschaft.

3. Aufbau und thematische Abgrenzung der Arbeit

Die genaue Charakterisierung der einzelnen soeben kurz charakterisierten Epochen und Übergangsperioden ist der Hauptgegenstand der folgenden Kapitel. An dieser Stelle seien noch ein paar Bemerkungen über Aufbau und Zielsetzung sowie thematische und empirische Beschränkungen dieser Arbeit angefügt.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Werks liegt auf der Darstellung der beiden zentralen der oben genannten Perioden: der erste Partikularismus, das heißt das Erwachen der Nationalsprachen und ihre Emanzipation vom mittelalterlichen Universalismus im humanistischen Geist, und der zweite Universalismus, das heißt die rationalistische, außer-einzelsprachlich orientierte Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts, stehen im Vordergrund und werden relativ ausführlich gewürdigt. Dies sind auch die beiden Epochen, in denen romanische Länder und romanische Sprachen in Europa tonangebend waren: Italien im ersten Partikularismus, Frankreich im zweiten Universalismus. Im zweiten Partikularismus kamen zwar wichtige Anfangsimpulse wiederum aus Italien und Frankreich, der Schwerpunkt der Entwicklung verlagerte sich dann aber nach Deutschland. Der erste Universalismus schließlich ist mit solchen nationalen Kriterien im Grunde überhaupt nicht zu erfassen: da wirken Portugiesen in Siena und Tusculum, Italiener und Deutsche in Toledo, Dänen und Engländer in Paris. Von der paneuropäischen lateinischen Sprachphilosophie des Mittelalters kann hier nur ein knapper, zusammenfassender Abriß geboten werden, als Hintergrund für die Darstellung der darauffolgenden Epochen. Anfänge und die ersten Entwicklungen des zweiten Partikularismus werden in dieser romanistischen Einführung nur insoweit dargestellt, als romanische Gelehrte oder romanische Länder beteiligt sind; die weitere Entwicklung der historischen Linguistik bleibt ausgeklammert.

Gehen wir nun auf den Begriff der Romania ein. Hiermit sind im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit die romanischsprachigen Länder West- und Südeuropas gemeint, also in erster Linie Frankreich, Italien und Spanien, daneben auch Portugal. Zur Sprache kommen Beiträge zur Sprachtheorie nicht nur aus dem Bereich des Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, sondern auch, wenn-

gleich nur marginal, des Provenzalischen und des Sardischen. Ganz aus der Betrachtung ausgeschlossen bleibt das Rumänische, da es sich unabhängig entwickelt hat und für den hier behandelten Zeitraum nicht in den Rahmen der geistesgeschichtlichen Entwicklung Westeuropas hineingehört.

„Romania“ ist hier aber nicht nur im Sinne von „romanischsprachig“ gemeint. Gerade in Italien und Frankreich, weniger in Spanien und Portugal, ist die historische Entfaltung der Sprachthematik untrennbar verbunden mit der Jahrhunderte währenden Auseinandersetzung zwischen den romanischen Volkssprachen und dem autoritativ vorgegebenen Latein. Der Gegensatz von Lateinisch und Romanisch wird vielfach soziolinguistisch erfahren als ein Gegensatz von hoher und niedriger Variante, als die Opposition zwischen der traditionsreichen Literatursprache einerseits und den um ihre Anerkennung ringenden Umgangssprachen andererseits. Oft werden auch die im Vergleich Lateinisch - Romanisch beobachtbaren typologischen Unterschiede zum Ausgangspunkt allgemeiner sprachwissenschaftlicher Überlegungen und weitreichender daraus zu ziehender philosophischer und anthropologischer Konsequenzen. Besonders der Kontrast zwischen der freien, literarisch stilisierbaren Wortfolge des Lateinischen und der „natürlichen“ Rigidität der romanischen Sprachen stand lange Zeit im Mittelpunkt einer Sprachreflexion, die an dieser Fragestellung grundsätzliche Probleme festmachte. Soziolinguistisch hat sich im Verlauf der Auseinandersetzung nicht nur der Status der romanischen Sprachen, sondern auch derjenige des Lateinischen selbst grundlegend gewandelt.

Ein Begrenzung des Begriffes „Romania“ auf Äußerungen in oder über romanische Sprachen im engeren Sinn wäre willkürlich und sachlich nicht gerechtfertigt. Das Lateinische war viele Jahrhunderte lang ein integraler Bestandteil der Sprachlandschaft Westeuropas. Dies gilt für Frankreich und Italien in noch stärkerem Maße als für die germanischsprachigen Länder. Gerade in der hier vorgelegten Arbeit ist die Einbeziehung des Lateinischen unerlässlich. Der lateinisch-romanische Kontrast war ein Motor, vielleicht der wichtigste überhaupt, für die Entwicklung von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft in der Romania. Daher werden sprachtheoretische Ansätze auf Latein und über das Lateinische hier immer dann integriert, wenn sie für die allgemeine Entwicklung wichtig sind. Die Grenzen einer romanistisch orientierten Einführung werden hierdurch nur scheinbar überschritten; dies wird symptomatisch etwa an der Tatsache deutlich, daß im spanischen Mit-

telalter der Ausdruck *nuestro latin* vorzugsweise nicht für das Lateinische, sondern für das Romanische verwendet wurde. Bis zum 17. Jahrhundert einschließlich, und teilweise auch noch darüber hinaus, bildeten Lateinisch und Romanisch eine kulturelle Einheit.

Wir können das Dargelegte kurz so zusammenfassen: „Romania“ steht hier als Kurzformel für die lateinisch-romanischsprachige Welt in West- und Südeuropa.

Schwieriger als die Frage nach der Einbeziehung des Lateinischen ist diejenige nach der Mitberücksichtigung nicht-romanischer Sprachräume zu beantworten. Während sich für die mittelalterliche Periode hieraus insofern kein wesentliches Problem ergibt, als sich die scholastische Philosophie ohnehin auf Lateinisch artikuliert, gleichgültig, woher ihre Vertreter stammen, ist es bei den darauffolgenden Epochen unerlässlich, in dem hier abgesteckten Rahmen die Diskussionsbeiträge Englands und Deutschlands weitgehend auszuklammern. Dies ist gewiß nicht unproblematisch, handelt es sich doch bei der Renaissance und der Aufklärung um gesamteuropäische Strömungen, die an den Grenzen der Sprachfamilien nicht haltmachen. So ist die Sprachphilosophie des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts ohne die Berücksichtigung von Leibniz und der englischen Empiristen sicher nicht vollständig darstellbar. Von den Rahmenbedingungen des vorliegenden Beitrags ist es dennoch unvermeidlich, hier klare Grenzen zu ziehen. Eine Ausnahme bildet lediglich die Entwicklung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft im frühen 19. Jahrhundert, die hier kurz angesprochen wird: eine Ausklammerung der deutschen Romantiker wäre in diesem Zusammenhang unmöglich. Immerhin war zu jener Zeit das Französische eine internationale *lingua franca* auch in der Gelehrtenrepublik; die Deutschen, um die es dabei geht, haben alle in Paris entscheidende Anregungen erhalten, lange in Paris gelebt und teilweise auf Französisch publiziert.

Die Beschränkung auf die Romania bringt jedoch auch unleugbare Vorteile. Sie führt, in einem wörtlichen Sinn, zu einer Konzentration auf die Bereiche, von denen die wesentlichen Impulse ausgegangen sind. Die wichtigsten geistesgeschichtlichen und sprachtheoretischen Strömungen des hier erfaßten Zeitraums ließen sich durch eine Berücksichtigung allein von Italien und Frankreich in Grundzügen adäquat nachzeichnen; dergleichen könnte man von Deutschland mit Sicherheit nicht sagen, auch nicht von England. In der Romania ist die abendlän-

dische Entwicklung insgesamt wie in einem Brennspiegel eingefangen. Die Behandlung der Sprachthematik in diesen Ländern ist paradigmatisch für das, was sich andernorts in ähnlicher Form abgespielt hat. Dies gilt, um es nochmals zu betonen, nur innerhalb der Grenzen des hier erfaßten Zeitraums, wo in der Tat die Beschränkung auf die Romania eine Konzentration erlaubt, die der Darstellung zugute kommt.

Es folgt nun noch die Erläuterung einiger inhaltlicher Einschränkungen; es muß begründet werden, warum einige Dinge fehlen, die der aufmerksame und fachkundige Leser womöglich vermißt.

Zunächst wird hier darauf verzichtet, die allmähliche Herausbildung der Erkenntnis des historischen Zusammenhangs zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen im einzelnen darzustellen. Über Jahrhunderte hinweg kehrt in diesem Zusammenhang die Formel vom „korrupten Latein“ wieder, die sogar Raynouard noch verwendet hat. Der Durchbruch zu einem wirklichen Verständnis der evolutiven Zusammenhänge gelang erst Anfang des 19. Jahrhunderts, unter den spezifischen Bedingungen, die unten nachgezeichnet werden. Gewiß gab es auch vorher zahlreiche beachtenswerte Ansätze, in denen sich richtige historische Einsichten anbahnten, teilweise auch schon durchaus mehr als nur das. Ich erwähne hier nur, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die folgenden Namen: Bernardo de Aldrete in Spanien, Duarte Nunes de Leão in Portugal, Celso Cittadini in Italien und Pierre-Nicolas Bonamy in Frankreich (vgl. die Primärbibliographie und die Kurzbiographien der behandelten Autoren; zu Aldrete vgl. Gauger 1967; zu Nunes de Leão vgl. Buesco 1983a; zu Cittadini vgl. Sensi 1893 und Vannini 1920; zu Bonamy vgl. Albrecht 1975 und 1976). Eine detaillierte Einbeziehung dieser sprachwissenschaftlichen Strömung wäre an sich wünschenswert gewesen, hat sich aber innerhalb des gesteckten Rahmens als undurchführbar erwiesen.

Eine weitere Einschränkung betrifft die Etymologie. Mit der Geschichte dieser Disziplin könnte man einen eigenen Band füllen (vgl. etwa Klinck 1970, Niederehe 1976, Dietrich 1976 und Coseriu 1977 : 103 - 130). Hierbei wären zwei Aspekte besonders zu beachten: zum einen den platonischen Grundansatz der Etymologen des späten Altertums und des Mittelalters; zum anderen der durchaus beachtenswerte Fortschritt in dieser Disziplin im 17. und 18. Jahrhundert. Der älteren Etymologie geht es nicht, wie der wissenschaftlichen Disziplin des

gleichen Namens, die sich im 19. Jahrhundert zu etablieren begann, um die historische Evolution der Wörter nach (mehr oder weniger) festen Lautgesetzen, vielmehr um das, was Isidor von Sevilla als *vis verborum* bezeichnet hat: Autoren wie Isidor, wie Ugucione da Pisa und Johannes Balbus bemühten sich um die Herstellung einer Beziehung zwischen Laut und Sinn; diese Art, Etymologie zu betreiben, ist gleichsam ein Aufbegehren gegen eine im Grund unleugbare Evidenz, gegen die Tatsache nämlich, daß Aristoteles mit seiner *ἰδέσθαι*-Hypothese recht hat und die Relation von Name und Ding arbiträr und konventionell ist. Nur wenn man die aus heutiger Sicht aberwitzigen Versuche der mittelalterlichen Etymologen in dieser Weise interpretiert, wird man ihrem eigentlichen Anliegen historisch gerecht. In späterer Zeit ist es dann allerdings auch zu ernsthaften Bemühungen um eine Etymologie gekommen, die im Prinzip mit dem übereinstimmt, was man heute darunter versteht - allerdings mit dem gewichtigen Unterschied, daß es noch kein ausgebildetes historisches Bewußtsein gab. Man belächelt die Etymologien eines Ménage heute weniger, als man dies früher getan hat, und erkennt an, daß erstaunlich viele seiner etymologischen Ansätze richtig sind und daß gewisse Absurditäten, die ihm zweifellos zur Last zu legen sind, insgesamt doch eher die Ausnahme als die Regel darstellen. Im vorliegenden Zusammenhang kann dieser Bereich nicht behandelt werden, ebensowenig wie die Fortschritte in der lexikographischen Erforschung der romanischen Sprachen.

Zum Abschluß seien noch zwei weitere inhaltliche Einschränkungen erwähnt. In ihren Gründungsstatuten hat die Société de Linguistique de Paris bekanntlich die Behandlung zweier Themenbereiche in ihren Sitzungen und Veröffentlichungen ausdrücklich verboten: Projekte zur Schaffung einer künstlichen Universalsprache (vgl. Couturat/ Léau 1903; Ronai 1969; Bausani 1970; Knowlson 1975; Large 1985); und Theorien zum Sprachursprungsproblem (vgl. Díaz-Plaja 1939; Kuehner 1944; Borst 1957 -1963; Aarsleff 1976; Wells 1987). Es wäre heute zweifellos angebracht, diese beiden Verbote aufzuheben, da mittlerweile neuere Forschungszweige eine seriöse wissenschaftliche Behandlung dieser Themen ermöglicht haben (vgl. zum Sprachursprungsproblem Hárnad et al. 1976). Zu dem Zeitpunkt, als sie beschlossen wurden, waren diese Ausschlüsse indessen nur allzu berechtigt. Wenn die Sprachtheorie vor dem 19. Jahrhundert bis vor kurzem generell als „vorwissenschaftlich“, wenn nicht gar als unwissenschaftlich, abqualifiziert werden konnte, so trug zu diesem negativen Urteil sicher nicht unerheblich die Tatsache bei, daß krause und aberwitzige Spekulationen

über diese Themen in großer Zahl angestellt worden sind. Besonders das Thema des Sprachursprungs ist nur selten so behandelt worden, daß aus den unhaltbaren historischen Spekulationen zumindest ein philosophischer Kern herauschälbar ist (eine der Ausnahmen ist Rousseau). In den folgenden Kapiteln sollen diese in der Zeit bis 1800 so überaus beliebten Themen nicht zur Sprache kommen. Bezüglich der Universalsprache wäre eine Einbeziehung von Leibniz philosophiehistorisch zweifellos interessant; sie verbietet sich hier jedoch aus den oben ausgeführten Gründen der räumlichen Abgrenzung. Bei der Darstellung von Rousseau wird der philosophische Grundansatz, nicht jedoch seine Spekulation über den Sprachursprung behandelt. Generell sind die zahllosen Fortspinnungen des Mythos vom Turmbau zu Babel kein Gegenstand dieser Arbeit. Es geht hier auch um einen Beitrag zu der seit etwa zwei Jahrzehnten in Gang befindlichen Rehabilitation der lange unterschätzten Sprachforschung vor dem 19. Jahrhundert. Hierzu ist ein Herausarbeiten ihrer dauerhaften Substanz wesentlich, nicht das anekdotische Insistieren gerade auf jenen Aspekten, die sie in Mißkredit gebracht haben. Es sollte daher alles beiseite gelassen werden, was sich nicht nur aus heutiger Sicht völlig überlebt hat, sondern auch zu seiner Zeit nichts zum Kenntnis- und Erkenntnisfortschritt beigetragen hat. Nicht die Historie um der Historie willen (oder, schlimmer noch, die Historiographie um der Historiographie willen) ist hier das Ziel, vielmehr das Aufzeigen von Entwicklungen und Tendenzen, die heute, im nachhinein, als große Linien und Zusammenhänge in einem nur scheinbar verworrenen Geflecht lesbar werden.

4. Hinweise zur allgemeinen bibliographischen Orientierung

Theoretische und methodische Grundfragen

Monographien: Oesterreicher 1979; Hörner 1981; Sharadzenidze 1982; Schmitter 1982; Grottsch 1982.
Aufsätze: Croce 1902; Malkiel/ Langdon 1968; Ramat 1975; Simone 1975, 1975a; Rosiello 1975; Koerner 1976; Percival 1976; Bugarski 1976; Sharadzenidze 1976; Robins 1976, 1978; Oesterreicher 1977; Schippan 1978; Bahner 1981, 1981a, 1981b, 1984; Rieu 1984; Swiggers 1984; Brekle 1986.

Übergreifende Darstellungen der Geschichte der Sprachthematik

Deutsch: Benfey 1869; Thomsen 1927; Curtius 1948; Apel 1963; Co-seriu 1969/72; Robins 1973; Amirova et al. 1980; Berezin 1980; Brekle 1985.

Holländisch: Verburg 1952.

Englisch: Robins 1951, 1967; Salus 1971; Padley 1976, 1985; Koerner 1978; Aarsleff 1982.

Französisch: Kukenheim 1962; Leroy 1963; Mounin 1967; Gusdorf 1967; Chevalier 1969; Robins 1976; Porset 1977; Droixhe 1978.

Italienisch: Tagliavini 1963, 1969; Apel 1975.

Spanisch: Collado 1973; Abad Nebot 1976; Coseriu 1977; Tusón 1982.

Rumänisch: Graur/ Wald 1961.

Russisch: Amirova et al. 1975; Berezin 1975.

Sammelwerke mit übergreifender Thematik

Hymes 1974; Vignuzzi/ Ruggiero/ Simone 1975; Sebeok 1975; Parret 1976; Joly/ Stéfanini 1977; Koerner 1980; Trabant 1981; Auroux/ Glattigny/ Joly/ Nicolas/ Rosier 1984; Bynon/ Palmer 1986; Benveniste/ Chervel/ Gross 1988; Holtus/ Metzeltin/ Schmitt 1988ff

Textsammlungen mit übergreifender Thematik

Tell 1874; Bolelli 1965; Ahrens 1969; Arrivé/ Chevalier 1970; Jacob 1973; Bornstein 1976.

Darstellungen und Sammelwerke zur Geschichte der Romanistik

Allgemein: Gröber 1904 - 1906; Viscardi et al. 1955; Vitale 1955; Varvaro 1966; Niederehe/ Haarmann 1976; Gauger/ Oesterreicher/Windisch 1981; Swiggers/ Vanvolsem 1987; Niederehe/ Schlieben-Lange 1987.

Frankreich: Harnois 1928; Kukenheim 1962; Chevalier 1968; Joly/ Stéfanini 1977; Droixhe 1978.

Italien: Trabalza 1908; Apel 1963; Ramat/ Niederehe/ Koerner 1986; Poggi Salani 1988.

Spanien: Bahner 1956; Read 1983; *Historiographia Linguistica* XI, 1/2 (1984); Polo 1986; s. a. Niederehe 1984.

Portugal: Herculano de Carvalho 1970/73; Buescu 1983.

II. KAPITEL

DER ERSTE UNIVERSALISMUS: 'GRAMMATICA' ALS UNIVERSALE SUBSTANZ IM SCHOLASTISCHEN DENKEN

1. Allgemeine Charakteristik des scholastischen Sprachdenkens

Die mittelalterliche Sprachtheorie ist eine wissenschaftliche Neuentdeckung der letzten Jahrzehnte. Zwar hatte Thurot schon 1868 wichtige Texte erschlossen, dies war jedoch weitgehend folgenlos geblieben. Kein anderer Bereich der Sprachwissenschaft vor dem 19. Jahrhundert war einem so gründlichen Vergessen anheimgefallen. Einen frühen Anfang stellt Robins' Schrift von 1951 dar. Zu einem breitangelegten Studium und zur umfassenden Aufarbeitung dieser versunkenen Tradition kam es indessen erst in den sechziger Jahren, als die Geschichte der Sprachwissenschaft vor dem 19. Jahrhundert generell wieder in den Blickpunkt rückte. Unter den zahlreichen Forschern, die sich um die Erschließung dieses Gebietes verdient gemacht haben, sind zwei besonders hervorzuheben: der Däne Jan Pinborg und der Kanadier Geoffrey Bursill-Hall. (Grundlegende Monographien sind: Robins 1951; Roos 1952; Pinborg 1967 und 1972; Robins 1967 (1976); Leuninger 1969; Bursill-Hall 1971, 1975 und 1981; Koerner 1980; Hunt 1980; Rosier 1983; Covington 1984. Man vergleiche außerdem: Grabmann 1926 und 1951; Nehring 1953; Bursill-Hall 1962, 1966 und 1976; Heinemann 1963; Godfrey 1965; Robins 1966 und 1980; Jolivet 1969; Pinborg 1969 und 1976; Stéfanini 1973; Ducrot 1976; Leuninger 1976; Trentman 1976; Percival 1976; Elia 1981; Arens 1984; Killy 1984; Covington 1986.)

Die philologische Ausgangslage war (und ist teilweise bis heute) besonders schwierig: Tausende von Manuskripten sind immer noch unediert, unausgewertet, ja ungelesen. Es ist damit zu rechnen, daß auf diesem vielleicht esoterisch scheinenden, für die allgemeine Sprachtheorie jedoch überaus passionierenden Feld auch in Zukunft noch überraschende Funde gemacht werden. Die Neuentdeckung der hoch- und spätmittelalterlichen Sprachtheorie hat der heutigen Linguistik neue Denkwelten erschlossen; ihre gründliche Aufarbeitung, das Herausarbeiten ihres bleibenden, auch heute noch gültigen Ertrags ist eine wichtige Zukunftsaufgabe für die allgemeine Sprachwissenschaft. Sicher ist es kein Zufall, daß gerade in unseren Tagen diese lange geringgeschätzte Epoche der Sprachreflexion wieder aufgewertet wird:

Universalismus und Rationalismus sind auch für die heutige Sprachbetrachtung generell charakteristisch; die scholastische Sprachphilosophie wird daher als geistesverwandt neu gewürdigt, nachdem sie über lange Zeit, als andere Ansätze vorherrschten, völlig in Mißkredit geraten war. Die Geschichtsschreibung des eigenen Faches, und das heißt ja die Rückbesinnung auf die eigenen Vorgänger, ist stets auch ein Spiegel der Interessen desjenigen, der sich rückbesinnt.

Die mittelalterliche Sprachtheorie entstand aus der lateinischen Schulgrammatik; Sprachreflexion entzündete sich an der Struktur der universalen Kultursprache, deren Studium am Anfang jeder Bildung stand. Im Curriculum der *septem artes liberales* stand die *grammatica* an der ersten Stelle des propädeutischen *trivium*; und *grammatica*, das bedeutete eben das Regelwerk des von niemandem als Muttersprache gesprochenen und dennoch unentbehrlichen Latein. Auf zwei Autoren vor allem beruhte der Lateinunterricht im Mittelalter und lange darüber hinaus: auf Aelius Donatus, dem Lehrer von Hieronymus, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts seine *Ars maior* und *Ars minor* verfaßte; und auf Priscianus Caesariensis, dessen *Institutiones grammaticae* um 500 in Mauretanien entstanden sind. Diese beiden Kompendien waren zunächst nichts weiter als Schulbücher; sie dienten dem Zweck der praktischen Sprachvermittlung. Nun muß man sich allerdings vor Augen führen, daß die Sprachsituation im Mittelalter eine ganz andere war als in neuerer Zeit. Das Lateinische herrschte uneingeschränkt in allen wesentlichen Bereichen der Schriftsprachlichkeit. Bezogen auf die Romania bedeutet dies, daß wir den klassischen Fall einer Diglossie-situation (vgl. Ferguson 1959) vor uns haben: eine einheitliche Literatursprache mit dem Prestige des Klassischen, das Latein, diente als *high variety*, also als Medium für alle Bereiche jenseits der elementaren Umgangssprache; ihr standen die genetisch verwandten, in zahllose dialektale Varietäten aufgesplitterten, romanischen Sprachen als *low varieties* gegenüber, die nur im täglichen Leben, für die mündliche Kommunikation im informellen Rahmen verwendet wurden. Im heutigen Grammatikunterricht trennt man zwischen Muttersprache und Fremdsprache; bei einem deutschen Schüler nimmt Sprachreflexion also ihren Ausgang bei dem Deutschen einerseits, dem Englischen oder Lateinischen andererseits. Im mittelalterlichen Schulwesen war dies anders: einerseits war das Lateinische nicht eigentlich eine Fremdsprache, und andererseits wurde die eigene Muttersprache zunächst einmal gar nicht als strukturierte und geordnete „Sprache“ im Vollsinn des Wortes gesehen. Sprachreflexion konnte sich nur am Lateinischen

entzünden, an der regelhaft erlernten, dann aber mit quasi-muttersprachlicher Natürlichkeit gebrauchten Kultursprache, nicht jedoch an dem familiären Verständigungsmittel des täglichen Umgangs. Die primäre Umgangssprache mit ihrer nicht kanalisierten Fülle, ihrer nicht in feste Formen gegossenen scheinbaren Regellosigkeit trat als Objekt des Nachdenkens über Sprache überhaupt nicht in Erscheinung. Stattdessen dachte man über eine kanonisch fixierte Sprache nach, genauer gesagt, über die Schulbücher zweier Autoren, die man im Laufe der Zeit zwar auch durchaus kritisch zu hinterfragen lernte, die aber doch zunächst einmal als gültige Autoritäten zu rezipieren waren, ehe man überhaupt mitreden konnte. Diese Konstellation begünstigte zweifellos das Aufkommen eines eher theoriebetonten, universalistischen und rationalistischen Sprachdenkens: an der klar und streng aufgebauten Form dieser einen Kunstsprache glaubte man, die Form von Sprache schlechthin ablesen zu können; das scheinbare Chaos der primären Umgangssprache in ihrer undurchschaubaren Vielgestaltigkeit verstellte nicht den Blick auf die interne Logik der semantischen und syntaktischen Mechanismen. Wie Sprache Bedeutung vermittelt und wie sie regelgerecht vom Kleineren zum Größeren aufsteigend konstruiert wird, das konnte am Modell des schulmäßig gelernten Latein gewissermaßen in chemisch reiner Form studiert werden.

2. Entstehung und Entwicklung der modistischen Sprachtheorie

Die Sprachtheorie ging von der Schulgrammatik aus. Über Jahrhunderte hinweg hatten sprachtheoretische Abhandlungen die Form von Priscian-Kommentaren. In einer allerersten Phase handelte es sich hierbei in der Tat um nicht mehr als um Erläuterungen des klassischen Textes, die dem besseren Verständnis dienen sollten. Bald jedoch entwickelten sich hieraus mehr oder weniger eigenständige Traktate, die an Priscian zwar noch anknüpften und ihre Gliederung von ihm übernahmen, inhaltlich aber neue Wege beschritten. Der zunächst nur zu erläuternde vorgegebene Text wird mehr und mehr zum Anstoß selbständiger Reflexion über Sprache allgemein. Aus Schulgrammatik wird *grammatica speculativa*, wobei das Adjektiv bedeutungsmäßig nicht dem heutigen „spekulativ“ entspricht, sondern als Lehnübersetzung des griechischen *θεωρητικός* dient: die Sprachtheorie oder Sprach-„betrachtung“ war geboren.

Als Ahnherr dieser Entwicklung gelten zwei Autoren der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts: Wilhelm von Conches (um 1080 - 1154), der in Chartres wirkte, und vor allem sein Schüler Petrus Helias, des-

sen Hauptwirken um 1140 gelegen haben dürfte (vgl. Fredborg 1973). Wilhelm von Conches formulierte in seinem Werk *De philosophia mundi* erstmals die Ziele einer Sprachtheorie, die bei den klassischen Grammatikern zwar ihren Ausgang nimmt, über sie aber in wesentlichen Punkten hinausführt: er beklagt, daß Priscians Wortartendefinitionen unzureichend sind und nicht bis zu der Ebene der funktionalen Erklärungen (*causae inventionis*) vordringen. Petrus Helias hat diese Forderung dann aufgenommen und eine allgemeine Sprachtheorie unter dem Titel *Summa in Priscianum* verfaßt. Er ist damit der wichtigste Wegbereiter des mittelalterlichen Universalismus geworden.

Ehe sich dieser allerdings voll entfalten konnten, mußte erst jene philosophische Revolution einsetzen, die, seit Mitte des 12. Jahrhunderts vor allem von Spanien ausgehend, das Geistesleben in ganz Westeuropa nachhaltig umgestaltet hat: die Neuentdeckung des Aristoteles und des arabischen Aristotelismus. (Ernest Renan (1852 : 158f) hat bekanntlich die Vorstellung populär gemacht, daß die mittelalterliche Geistesgeschichte in zwei grundverschiedene Epochen zerfällt: vor und nach der Entdeckung des *Opus Aristotelicum*.) Am normannischen Hof in Palermo und vor allem am Hof des Erzbischofs Raimund in dem erst 1085 von den Muslimen zurückeroberten Toledo wirkten ganze Generationen von Übersetzern daran, die Schätze der arabischsprachigen Wissenschaft und Philosophie dem lateinischen Abendland zugänglich zu machen. Durch die Vermittlung dieser Übersetzer wurden die größten Denker der arabischen Welt mit ihren Originalwerken in Europa bekannt; ich nenne nur wenige Namen: Al-Fārābī aus Turkestan (878 - 950), der Schöpfer der ersten Gesamteinteilung der Wissenschaften; der persische Mediziner und Universalgelehrte Ibn Sīnā, in Europa bekannt als Avicenna (980 - 1037); der persische Mystiker und Philosoph Al-Ghazzālī (1058 - 1111) und der aus Málaga stammende jüdische Dichter und Philosoph Ibn Gabirol, bekannt als Avicbron (1022 - 1070). All diese Autoren wurden in Toledo aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, vor allem dank der rastlosen Tätigkeit von Domingo Gundisalvus (um 1130 bis 1190). Ebendieser Gundisalvus (in manchen Quellen fälschlich auch Gundisalvus genannt) war einer der ersten, der die Behandlung des Vokabulars strikt von den Regularitäten der Syntax trennte und das Postulat aufstellte, die syntaktische Regelsteuerung sei, im Unterschied zu der semantischen Gliederung des Wortschatzes, im Prinzip in allen Sprachen gleich (vgl. Covington 1986 : 26).

Fast noch bedeutsamer als die Vermittlung der arabischen Originalwerke war die Übersetzung des arabisierten Aristoteles. Zwar ist die früher vorherrschende Auffassung, wonach Aristoteles nur durch Übersetzungen aus dem Arabischen bekannt geworden sei, sicher übertrieben: der Kontakt mit Byzanz war nie ganz abgebrochen, und um 1240 hatte ein so einflußreicher Autor wie Robert Grosseteste (1175 - 1253), Kanzler von Oxford und später Bischof von Lincoln, sich das Griechische so gründlich angeeignet, daß er einige Werke des Aristoteles, wie etwa die Nikomachische Ethik, direkt aus der Ursprache übersetzen konnte. Nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, daß die in Spanien entstandenen lateinischen Übersetzungen aus dem Arabischen die Hauptquelle des Aristotelismus des 13. Jahrhunderts darstellten. Hierzu trug entscheidend bei, daß man nicht nur die Werke des Aristoteles selbst, sondern die viel bewunderten Kommentare des aus Córdoba stammenden Ibn Rušd, bekannt als Averroes (1126 - 1198), studierte und dem eigenen Aristotelesbild zugrundelegte. Bei Averroes erscheint vieles klarer und systematischer als bei dem von ihm kommentierten Aristoteles selbst; er lieferte für die mittelalterliche Aristotelesrezeption im christlichen Abendland den Schlüssel. Von Dante wird er in einem Atemzug mit den größten Philosophen des Altertums genannt; sein Attribut ist es, daß er „den großen Kommentar geschaffen hat“ (*Averrois, che il gran commento feo*, Inferno IV/144), was der Fülle und dem Umfang seines Lebenswerks sicher nur teilweise gerecht wird, aber gut das Bild charakterisiert, das man sich im lateinisch-christlichen Europa von ihm machte. Die wichtigsten Übersetzungen entstanden in dem kosmopolitischen Toledo der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, das Gelehrte aus ganz Europa anzog; die beiden wichtigsten Namen in diesem Zusammenhang sind Michael Scotus („aus Schottland“, wirkte in Toledo 1217 - 1230) und Hermannus Alemannus („der Deutsche“), dessen in Toledo entstandene Übersetzungen von Averroes' Kommentar zur Nikomachischen Ethik und zur Poetik 1240 und 1256 datiert sind (nach Menéndez Pidal 1956 : 50 und Cruz Hernández 1963 : 339). Das Ergebnis dieser Bemühungen war es, daß der arabisch vermittelte und arabisch kommentierte Aristoteles in lateinischer Sprache um die Mitte der fünfziger Jahre des 13. Jahrhunderts an den großen Universitäten Europas, vor allem an der Sorbonne in Paris, umfassend bekannt war und dort seine Wirkung voll entfalten konnte.

Die Wirkung des Aristotelismus auf dem Gebiet der Sprachbeachtung bestand im wesentlichen im Aufkommen eines neuen Be-

griffs von Wissenschaftlichkeit und Rationalität. Von Aristoteles stammt der Gedanke der Theorie im Gegensatz zur Praxis, des zweckfreien Erkennens um des Erkennens willen. Ein solches Erkennen kann nur allgemeine Gesetzmäßigkeiten zum Gegenstand haben, nicht die Zufälligkeiten des je Individuellen. Im linguistischen Bereich emanzipierte sich infolge dieser neuen Einstellung die Sprachtheorie von der praktischen Grammatik. Auf der einen Seite bestand natürlich die Tradition der auf den Spracherwerb ausgerichteten lateinischen Schulgrammatik fort; man mußte ja Latein erst erlernen, ehe man es gebrauchen konnte. Auf der anderen Seite löste sich von dieser Tradition eine philosophisch-spekulative Sprachbetrachtung ab, die sich zur Sprachtheorie im vollen Wortsinn verselbständigte. Neben die elementar-pädagogische *grammatica* des im wörtlichen Sinne „trivialen“ Lateinunterrichts trat die *grammatica speculativa* als Theorie vom Wesen der Sprache in Syntax und Semantik. Neben die *ars* trat die *scientia* (aristotelisch gesprochen: neben die *τέχνη* die *ἐπιστήμη*). In Epochen des sprachtheoretischen Universalismus wurde der wissenschaftliche Charakter der Linguistik immer wieder betont; von den mittelalterlichen Theoretikern des 13. Jahrhunderts führt eine direkte Linie über Port-Royal und die *Encyclopédie* bis zu zeitgenössischen Theoretikern wie Hjelmslev.

Die Blütezeit der „spekulativen“ Universalgrammatik lag etwa in den Jahren zwischen 1240 und 1320. Sie war eine europäische Angelegenheit; Nationalgrenzen spielten in jenen Zeiten bekanntlich keine Rolle. Es ist dennoch nicht uninteressant, an dieser Stelle gewisse geographische Schwerpunktbildungen zu erwähnen. Wie bereits ausgeführt, kamen entscheidende Anstöße aus Spanien, in geringerem Maß auch aus Sizilien, den beiden Gebieten, von denen aus das arabisierte Erbe der Antike seinen Weg in die lateinische Kultur Westeuropas genommen hat. Spanien und Sizilien selbst haben indessen an den Auswirkungen dieser Kulturübermittlung nur geringen Anteil; es gibt kaum spekulative Grammatiken aus diesen beiden Ländern, auch nicht aus dem übrigen Italien. Im Mittelmeerraum bereitete sich vielmehr eben um dieselbe Zeit etwas Neues, weit in die Zukunft Weisendes vor, eine neue Einstellung zur Sprache, die Betonung ihrer individuellen Eigenart und ihres historischen Gewordenseins, kurz, der sprachtheoretische Partikularismus. Von den Vorboten dieses Partikularismus bei den provenzalischen und katalanischen Dichtungstheoretikern und Grammatikern in Sizilien, bei dem spanischen König, Mäzen und Autor Alfonso el Sabio und bei Dante in Florenz wird im folgenden Kapitel

im einzelnen die Rede sein. Die universalistische Sprachtheorie im Geist des aristotelischen Wissenschaftsbegriffes blühte vor allem im Norden. Das Hauptzentrum war hierbei sicherlich Paris mit der neugegründeten Sorbonne; daneben spielten aber auch Orte wie Oxford und Erfurt eine gewisse Rolle. (Die Sorbonne wurde 1259 päpstlich sanktioniert, der Lehrbetrieb hatte 1253 begonnen; in Oxford entstanden die ersten Colleges zwischen 1249 und 1264.) Die Herkunft der Autoren, die sich an diesem intellektuellen Abenteuer beteiligten (als ein solches kann man die Entwicklung der scholastischen Universalgrammatik durchaus bezeichnen!), ist hiervon unabhängig zu sehen. In einer ersten Phase spielten Engländer die Hauptrolle; in einer zweiten Phase stammten fast alle maßgeblichen Autoren aus Dänemark; noch später finden wir Franzosen neben Deutschen, Böhmen und anderen. Daneben haben sich natürlich auch vereinzelt Südeuropäer an der Diskussion beteiligt; ein gutes Beispiel ist Petrus Hispanus: 1210 in Lissabon geboren studierte er 1228 - 1240 in Paris, lehrte sodann in Siena Medizin, wurde 1272 Erzbischof von Braga im heimischen Portugal, 1273 Kardinalbischof von Tusculum und schließlich 1276 als Johannes XXI. Papst in Rom; er starb im folgenden Jahr unter den Trümmern des zusammenbrechenden Papstpalastes in Viterbo. Petrus Hispanus wurde durch sein einflußreiches Lehrbuch der Logik, die *Summulae logicales*, in ganz Europa berühmt. Sein Leben ist ein gutes Beispiel für den alle Grenzen souverän ignorierenden Kosmopolitismus jener Zeit. Alle Intellektuellen, woher sie auch kommen mochten, einigte die supranationale lateinische Kultur.

Wir sagten gerade, daß in der ersten Generation die Engländer federführend waren. Es ist dies eine Phase, in der noch keine sprachtheoretischen Traktate entstanden sind, aber doch bereits in Schriften anderer Art die Positionen abgesteckt wurden, die dann etwas später im einzelnen ausgefüllt werden sollten. Man kann diese Phase als prämodistisch bezeichnen (so Covington 1986 : 26). Hier sind Robert Grosseteste und Robert Kilwardby zu erwähnen, vor allem aber der große Philosoph Roger Bacon (Sirridge 1988; Rosier/ de Libéra 1986). Wie Grosseteste setzte sich Bacon für das Studium der Quellensprachen ein, also für das Arabische, Hebräische und vor allem das Griechische. Er ist der Autor einer umfassenden griechischen Grammatik, der ersten ihrer Art in Westeuropa. Für den hier behandelten Zusammenhang besonders wichtig ist die Einleitung des zweiten Teils dieser Grammatik, in der allgemein von dem Verhältnis von Einheit und Vielfalt der Sprachen die Rede ist. Er stellt zunächst fest, daß Sprachen (*linguae*) in Dialekte

(*Idiomata*) zerfallen, was bezüglich des Griechischen besonders wichtig ist, da es in sich nicht einheitlich ist, sondern eine Reihe literarisch kultivierter Varietäten aufweist; sodann begründet er, warum er das Griechische nach dem Modell des Lateinischen beschreibt: weil dieses Modell seinen Lesern geläufig ist, weil die lateinische Grammatik ursprünglich nach dem der griechischen entwickelt worden ist und vor allem, weil sich die Sprachen nur akzidentell, nicht jedoch substantiell voneinander unterscheiden. Er formuliert diesen Grundgedanken der scholastischen Sprachphilosophie mit klassischer Prägnanz:

grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur.

(Bacon 1240 [1902] : 27)

Dieser Satz wird in modernen Darstellungen häufig zitiert, meist jedoch ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges, in dem er steht. In dem dazugehörigen Kontext kann man diesen Satz so lesen, daß sich die verschiedenen *linguae* auf einer höheren Ebene so verhalten wie die *Idiomata* auf einer niedrigeren: so wie das Attische, Ionische, Dorische und Äolische dieselbe zugrundeliegende griechische Substanz repräsentieren, so sind auch Griechisch, Lateinisch, Hebräisch oder Arabisch lediglich Varianten der einen menschlichen Sprache. Diese Einsicht liegt der gesamten scholastischen Sprachtheorie zugrunde. Die Verschiedenheit zwischen den Sprachen wird nicht thematisiert; es genügt, die Grundprinzipien des menschlichen Sprachbaus an der exemplarischen Einzelsprache Latein abzulesen.

Um 1270 beginnt dann die eigentliche Blütezeit der scholastischen Linguistik: die kurze Epoche des Modismus, benannt nach dem Zentralbegriff der *modi significandi* (die folgende kurze Zusammenfassung beruht auf Bursill-Hall 1971 und 1976 sowie auf Covington 1984 und 1986). Aus bloßen Erläuterungen zu Priscian haben sich nun sprachphilosophische Traktate von höchstem theoretischem Anspruch entwickelt. Als erster Autor ist hier Martinus de Dacia zu nennen, dessen um 1270 entstandener Traktat *Modi significandi* für die nächsten Jahrzehnte bestimmend geworden ist; daneben waren Johannes Dacus, Michael von Marbais und vor allem auch Boethius Dacus von Bedeutung. In der nächsten Generation (um 1285) kommentierte man zunächst die Werke der zuvor genannten Dänen; bald jedoch (um 1300) wurden mit den Werken von Radulphus Brito, Siger von Courtrai (Kortrijk) und Thomas von Erfurt neue Maßstäbe gesetzt, an denen sich

die Diskussion orientierte. Um 1310 -20 galt die Abhandlung von Thomas von Erfurt als das Standardhandbuch der modistischen Theorie. Danach folgte ein rascher Niedergang des scholastischen Sprachdenkens: der radikale Nominalismus des Wilhelm von Ockham griff um sich und verdrängte die mehr oder weniger realistisch orientierten Positionen der Hochscholastik. An die von den Modisten postulierten grammatischen Entitäten wurde Ockhams Rasiermesser angelegt. Ein Beispiel für die nominalistische Demontage des Modismus bietet das Werk von Pierre d'Ailly, der etwa 1350 bis 1420 lebte (vgl. Kaczmarek 1980, 1984). Das Schwergewicht verlagerte sich nun von der Grammatik auf die Logik; nennenswerte Beiträge zur allgemeinen Sprachtheorie sind nicht mehr zu verzeichnen, obgleich epigonale *Tractatus de modis significandi* noch weiter verfaßt wurden, vereinzelt sogar noch bis ins 16. Jahrhundert. Als lebendig sich fortentwickelnde Bewegung reicht der Modismus nicht weiter als bis in die zwanziger Jahre des 14. Jahrhunderts.

3. Grundbegriffe des Modismus

Eine detaillierte inhaltliche Analyse der modistischen Sprachphilosophie ist hier nicht am Platz. Es sollen lediglich anhand der Erläuterung zweier Zentralbegriffe gewisse Leitlinien des modistischen Denkens aufgezeigt werden: *modi significandi* und *suppositio*.

Die traditionelle lateinische Schulgrammatik ist, gemäß dem Vorbild der griechischen μέρη τοῦ λόγου, nach Redeteilen gegliedert, den *partes orationis*. Dementsprechend stand bereits in den frühen Priscian-Kommentaren die Frage nach adäquaten Definitionen der Redeteile im Zentrum des Interesses. An dieser zentralen Frage entzündete sich denn auch die Diskussion der Modisten, ihretwegen wurde das Konzept der *modi significandi* entwickelt. Die antiken Definitionen der Redeteile, sei es bei den griechischen Grammatikern wie Dionysios Thrax oder Apollonios Dyskolos, sei es bei den lateinischen wie Donat und Priscian, sind entweder rein morphologischer Art oder aber eindimensional semantisch. Morphologische Definitionen gehen notwendigerweise von den ganz spezifischen Gegebenheiten einer bestimmten Einzelsprache aus. Wenn das Nomen als „deklinierbar“, das Verb als „konjugierbar“ definiert wird, so hat diese Aussage nur in solchen Sprachen einen Sinn, in denen es so etwas wie Deklination und Konjugation gibt. Wenn es beispielsweise bei Priscian heißt:

Verbum est pars orationis cum temporibus et modis, sine casu, agendi vel patiendi significativum.

(Priscian, *Institutiones* 2. 5. 22; apud Robins 1976 : 63),

so bezieht sich dies unmittelbar auf die morphologischen Gegebenheiten des Lateinischen; in dieser Sprache wird Aktiv und Passiv unterschieden, gibt es eine Serie von Tempora und von Modi und keine Möglichkeit der Kasusbildung. Keines dieser Definitionsstücke ist, aus der Sicht der heutigen Sprachwissenschaft, universal anwendbar: in fernöstlichen Sprachen gibt es keine morphologischen Tempora; der Modus des Indogermanischen ist eine Erscheinung, zu der es in sehr vielen Sprachen kein direktes Äquivalent gibt; und auch die Aktiv-Passiv-Diathese ist weit davon entfernt, universal zu sein. Es gibt sogar Sprachen, in denen finite Verben unmittelbar nominalisiert und dann mit Kasussuffixen versehen werden können (z. B. Quechua). Die Person ist hier gar nicht erwähnt, sie kommt bei anderen Grammatikern als Definitionskriterium vor; indessen ist auch die personale Konjugation nicht universal, sie fehlt ebenso im Chinesischen wie im Japanischen. Definitionen dieser Art sind also auf die morphologischen Details einer bestimmten Einzelsprache ausgerichtet; sie können keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben und gehören daher epistemologisch in eine *ars*, nicht aber in eine *scientia*. So ist es nicht verwunderlich, daß die scholastischen Sprachtheoretiker sich damit nicht zufrieden geben konnten.

Etwas anders gelagert ist der Fall der semantischen Definitionen. Betrachten wir auch hierzu entsprechende Passagen bei Priscian:

proprium est nominis substantiam et qualitatem significare/ proprium est verbi actionem sive passionem significare.

(Priscian, *Institutiones* 2. 4. 18; apud Robins 1976 : 63)

Diese Definitionen sind durchaus universal angelegt und könnten mit einer gewissen Berechtigung auch heute einen universalen Anspruch erheben: zweifellos stellen die von Priscian genannten semantischen Bereiche den jeweiligen Kern des Bedeutungsumfangs prototypischer Nomina bzw. prototypischer Verben dar. Demgemäß sind Definitionen dieser Art bis heute gebräuchlich, etwa im Primarschulbereich, wo siebenjährigen Kindern eine allererste Vorstellung davon vermittelt werden soll, wie man die Wortarten in der Muttersprache unterscheidet (die Lehrpläne sehen das Reden von „Dingwörtern“ und „Tunwörtern“ vor). Es ist jedoch deutlich, daß solche Definitionen zu kurz greifen

und daß bei weitem nicht alles erfaßt wird, was unter den Begriff fällt. Der Grund hierfür ist eine gewisse Naivität bezüglich der Semantik: die Relation zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem wird eindimensional gesehen, als eine einfache Beziehung zwischen zwei Größen. Scholastisch formuliert: *aliquid stat pro aliquo*, in diesem Fall das Nomen für Substanz oder Qualität, das Verbum für *actio* oder *passio*. Es ist das große historische Verdienst der modistischen Sprachtheorie, diese Eindimensionalität überwunden und eine Semantik ausgearbeitet zu haben, die der Komplexität der Beziehungen zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem besser gerecht wird.

Der entscheidende neue Begriff, den die Modisten hier eingeführt haben, ist eben derjenige, welcher der ganzen Richtung den Namen gegeben hat: *modus significandi*. Betrachten wir die entsprechenden Definitionen bei demjenigen Autor, der den letzten Stand der Diskussion repräsentiert, nämlich Thomas von Erfurt:

nomen est pars orationis significans per modum entis vel determinatae apprehensionis/ verbum est pars orationis significans per modum esse distantis a substantia.

(*Grammatica speculativa* § 25; apud Robins 1976 : 85)

Der Unterschied zu den vorher zitierten Definitionen der Antike, so geringfügig er bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag, ist von grundlegender Bedeutung: die grammatischen Kategorien bezeichnen nicht mehr unmittelbar bestimmte Entitäten der außersprachlichen Realität, vielmehr bezeichnen sie diese auf eine jeweils spezifische Art und Weise. Das zu Bezeichnende wird durch die Verwendung einer bestimmten Wortklasse unter einer bestimmten Perspektive, einer bestimmten Modalität gesehen. Die eine unteilbare Wirklichkeit kann durch die Verwendung verschiedener sprachlicher Kategorien in verschiedener Beleuchtung erscheinen. Das Nomen bezeichnet nicht die Substanz, vielmehr bezeichnet es etwas unter dem Blickwinkel der Substantialität; entsprechend dient das Verbum nicht zur Bezeichnung von Tätigkeiten, Vorgängen und Zuständen vielmehr zur Bezeichnung von etwas unter dem Blickwinkel der Temporalität. Nicht auf das Was, auf das Wie kommt es an; das transitive Verb *significare* verliert sein direktes Objekt (oder ersetzt es durch einen unspezifischen Allgemeinbegriff) und erhält dafür eine adverbiale Bestimmung der Art und Weise: *per modum X*. Im *modus entis* wird das Seiende als solches aufgefaßt, während der *modus esse* seine Zeitlichkeit hervorhebt. Durch diese Anschauung wird der entscheidende Schritt über die Nai-

vität des unreflektierten Sprachbewußtseins hinaus vollzogen: hier wird zum ersten Mal erkannt, daß die Wörter nicht einfach für die Dinge stehen, vielmehr die Dinge in einem jeweils spezifischen Licht erscheinen lassen, daß sie also nicht nur dienend und passiv sind, vielmehr auch einen aktiven Ausgriff des menschlichen Geistes auf die Wirklichkeit beinhalten. Hierdurch wird dann endlich auch die fundamentale Tatsache beschreibbar und verständlich, daß ein und derselbe Gegenstand, ein und derselbe Sachverhalt mit Hilfe verschiedener Redeteile ausgedrückt werden kann: neben *albus* steht *albedo*, und das Nomen substantivum *dolor* bezeichnet dieselbe Empfindung wie das Verbum *dolere*; ein und dasselbe Protalexem kann in verschiedene Wortarten transponiert werden (diese Terminologie nach Bossong 1979), wodurch jeweils verschiedene semantische Nuancierungen erreicht werden.

Definitionen dieser Art sind *a priori* universal. Sie beruhen nicht auf einzelsprachlichen Gegebenheiten, sondern sind ontologisch fundiert. Definitionskriterien sind philosophische Konstrukte wie *ens* und *esse*, die mit dem spezifischen Bau des Lateinischen nicht nur nichts zu tun haben, ihm vielmehr in ihrer metasprachlichen Verwendung sogar widersprechen: *ens* ist ein scholastischer Neologismus, ebenso die substantivische Verwendung von *esse*. Die scholastische Philosophie hat sich ihre Terminologie nach den Notwendigkeiten ihrer Denksysteme geformt, ohne danach zu fragen, ob die so gebildeten Termini in der klassischen Literatursprache vorkommen oder auch nur den dort vorgeprägten Bildungsweisen entsprechen. Mehr als drei Jahrhunderte später wird Tommaso Campanella, im Zeichen eines neuen sprachtheoretischen Universalismus, diese Vorgehensweise auch theoretisch-reflektierend rechtfertigen (s. u. IV, 3. 1. 2.).

Die Lehre von den *modi* beschränkt sich nicht auf die sprachliche Ebene der *modi significandi*. Noch bedeutsamer als die Anwendung des Modalitäts-Begriffs auf die Definition grammatischer Kategorien ist seine Ausweitung auf das Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit überhaupt. Bei den Modisten des ausgehenden 13. Jahrhunderts wird, zum ersten Mal in der Geschichte der Sprachtheorie, die Einsicht systematisiert, daß sich die Wirklichkeit in der Sprache in doppelter Brechung widerspiegelt: das Sein wird zunächst im Geist aufgefaßt, ehe es mittels sprachlicher Formulierung erfaßt werden kann. Zwischen die Ebene der Sprache, mit ihrer Eigengesetzlichkeit, und die Ebene des „Dings an sich“ schiebt sich die Ebene des vor-

sprachlichen Denkens, des reinen Intellekts. Die Modalitäten des Seins (*modi essendi*) durchlaufen zunächst den Filter der Modalitäten des Verstehens (*modi intelligendi*), ehe sie zur Sprache, das heißt zu den *modi significandi* gelangen. Der verstehende Intellekt erfaßt an den Objekten seines Verstehens grundlegende Modalitäten wie das Sein und das Seiende; der Ausdruck *modi essendi* fungiert hierbei als Oberbegriff zu *modus entis* und *modus esse*. Solche vom Geist erfaßte Modalitäten prägen sich dann sprachlich aus in den *modi significandi*, und das heißt letztlich in Kategorien wie Nomen und Verb. Am Bau der lateinischen Sprache lassen sich auf diese Weise die Grundlagen von Ontologie und Erkenntnistheorie ablesen. Die lateinische Grammatik, philosophisch aufgefaßt, wird zum Modell des Universums.

Die Einsicht in die doppelte Brechung der Wirklichkeit in der Sprache ist in unserem Jahrhundert systematisch ausgebaut worden; sie liegt der strukturellen Semantik unserer Tage zugrunde. Ihre klassische Formulierung hat sie in dem berühmten semiotischen Dreieck von Ogden und Richards gefunden (1923), das in der linguistischen Literatur selten angeführt wird, ohne daß man auf ein scholastisches Diktum verweist: *voces significant res mediantibus conceptibus* (man vergleiche etwa Baldinger 1970 : 45; Brekle 1972 : 59). Zwischen die Wirklichkeit und die Sprache treten die Begriffe. Hierbei werden sowohl die Begriffe des Intellekts selbst als auch deren sprachliche Ausprägung durchaus aktiv gesehen, also als etwas, was man, wie oben bereits angedeutet, mit Leo Weisgerber als „Ausgriffe“ oder „Zugriffe“ auf die Wirklichkeit bezeichnen kann. Sowohl bei den *modi intelligendi* als auch bei den *modi significandi* wird zwischen aktiven und passiven Modalitäten unterschieden: die Weisen, auf die der Geist auf die Wirklichkeit ausgreift, werden als *modi intelligendi activi* bezeichnet, entsprechend sind die sprachlich ausgeprägten Zugriffe die *modi significandi activi*; umgekehrt ist die Art und Weise, in der sich ein Gegenstand der außersprachlichen Realität im Geist reflektiert wird, ein *modus intelligendi passivus*, die Wiedergabe eines Objekts in der Sprache ein *modus significandi passivus*. Mit dieser diathetischen Unterscheidung sowohl der Erkenntnis- als auch der Versprachlichungsmodalitäten sind die modistischen Theoretiker in der Lage, das dialektische Wechselspiel zwischen dem aktiven Ausgriff des Geistes und der Sprache auf die Dinge einerseits und der Prägung der geistigen und sprachlichen Kategorien durch die Dinge andererseits subtil zu beschreiben und zu systematisieren.

Für die Semantik der Modisten ist nicht nur die Lehre von den *modi* wichtig; ein weiterer Zentralbegriff ist *suppositio*, ein Terminus, dessen Verwendung von Autor zu Autor nicht immer einheitlich ist (vgl. Ducrot 1976). Dieser Begriff ist direkt von einer für die Sprachtheorie zentralen Stelle bei Aristoteles abgeleitet; es heißt dort sinn- gemäß: wenn man sich über die Dinge der außersprachlichen Wirklichkeit verständigen will, kann man sie nicht mit sich herumtragen oder zum Zwecke der Verdeutlichung herbeischaffen, vielmehr benötigt man handliche Symbole, die für sie stehen können; in dieser Hinsicht ähnelt der Gebrauch von Wörtern für Sachen der Verwendung von Rechensteinchen, mit Hilfe derer ebenfalls bestimmte Quantitäten von Gegenständen symbolisiert werden können, ohne daß diese jeweils physisch präsent zu sein brauchen:

ἐπει γὰρ οὐκ ἔστιν αὐτὰ τὰ πράγματα διαλέγεσθαι φέροντας, ἀλλὰ τοῖς ὀνόμασιν ἀντὶ τῶν πραγμάτων χρώμεθα συμβόλοις, τὸ συμβαῖνον ἐπὶ τῶν ὀνομάτων καὶ ἐπὶ τῶν πραγμάτων ἡγούμεθα συμβαίνειν, καθάπερ ἐπὶ τῶν ψήφων τοῖς λογιζομένοις.

Aristoteles führt sodann aus, daß man mit der begrenzten Zahl der Namen der unbegrenzten Menge der Dinge Herr werden, also mit Humboldt zu sprechen, von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen müsse:

τὸ δ' οὐκ ἔστιν ὁμοιον· τὰ μὲν γὰρ ὀνόματα πεπεράνται καὶ τὸ τῶν λόγων πλῆθος, τὰ δὲ πράγματα τὸν ἀριθμὸν ἄπειρά ἐστιν. ἀναγκαῖον οὖν πλείω τὸν αὐτὸν λόγον καὶ τοῦνομα τὸ ἐν σημαίνειν
(Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων 165 a. 2, 13; apud Apel 1963 : 72)

Apel meint hierzu: „Die großen Ansätze einer Sprachlogik nach Aristoteles: die Stoa, die Scholastik, Leibniz und die Logistik ... lassen sich als ebensoviele Versuche verstehen, das in dem angeführten Text gestellte Problem zu lösen: sie versuchen immer wieder, die Sprache so zu handhaben (bzw. zu konstruieren), daß die unbegrenzte Fülle der Dinge in der Rechnung zur Abbildung gelangt.“ (Apel 1963 : 73).

Dieses „Eintreten“ der sprachlichen Zeichen für die Dinge wird von den mittelalterlichen Sprachdenkern als *suppositio* bezeichnet; auch das entsprechende Verb *supponere* ist gebräuchlich, wobei interessanterweise der jeweils „supponierte“ Gegenstand meist nicht als direktes Objekt zu diesem transitiven Verbum konstruiert, sondern mit

der Präposition *pro* indirekt angeschlossen wird (*vox X supponit pro Y*). Zwei Unterscheidungen, die in diesem Zusammenhang getroffen werden, sind von weitreichender Bedeutung; in beiden Fällen wird erstmals eine begriffliche Distinktion anvisiert oder durchgeführt, die aus heutiger Sicht unerlässlich ist. Genauere Ausführungen hierzu findet man vor allem in den *Summulae logicales* des oben erwähnten Petrus Hispanus. Zum einen wird in der scholastischen Sprachtheorie die Unterscheidung von Bedeutung und Bezeichnung, bzw. von Intension und Extension gemacht: bei Petrus Hispanus heißt die „Bedeutung“ *significatio*, die „Bezeichnung“ hingegen *suppositio*. Das *supponere* setzt das *significare* voraus; das heißt, ehe ein Begriff auf eine konkrete Realität angewendet werden kann, muß er eine Bedeutung haben. Extensionalität ist ohne Intension nicht denkbar. Zum anderen finden wir hier erstmals auch eine klare Trennung von Objekt- und Metasprache: mit der *suppositio formalis* bezieht man sich auf die außersprachliche Wirklichkeit, etwa in einem Satz wie *Petrus est papa*; die *suppositio materialis* hingegen referiert auf das Sprachzeichen in seiner Materialität, beispielsweise in *Petrus est nomen*.

Die modistische Bewegung des ausgehenden 13. und frühen 14. Jahrhunderts hat zum ersten Mal in der Geschichte der abendländischen Kultur eine umfassende Theorie der Semantik vorgelegt. Sie baut auf antiken Vorbildern auf, übertrifft sie aber bei weiten, was Detailliertheit, Präzision und Sophistizierungsgrad betrifft. Die eine Sprache Latein steht für Sprache überhaupt; die Einheit des mittelalterlichen Kosmos ist noch intakt. Dem Universalismus denkerischer Synthesen wie der *Summa theologiae* des Albertus Magnus und der *Summa theologica* des Thomas von Aquin (beide um 1270 entstanden) tritt der Entwurf einer Universalgrammatik zur Seite, der Versuch, die als grundlegend erkannten Regularitäten des menschlichen Sprechens zu systematisieren. Die reale Vielfalt des Baus der Einzelsprachen tritt bei diesen Denkern entweder überhaupt nicht in Erscheinung oder wird explizit als akzidentell, als Oberflächenphänomen abgetan. Die universalistische Perspektive dominiert das Sprachdenken ganz und gar.

Es ist für Epochen des Universalismus kennzeichnend, daß das Interesse an den ästhetischen Qualitäten der Sprache völlig in den Hintergrund tritt. Während im 12. Jahrhundert ein Verständnis für die klassische Antike durchaus noch (oder bereits wieder) in Ansätzen vorhanden war und das Studium der *auctores* in den Kathedralschulen von Chartres und Orléans eifrig gepflegt wurde, führte im 13. Jahrhun-

dert die aristotelische Wende des Denkens zu einer radikalen Umwertung. Die Rhetorik wurde von der Grammatik und Dialektik absorbiert. Um 1250 waren an der Universität von Paris Donat und Priscian die einzigen Autoren des Altertums, die man noch las (vgl. Bursill-Hall 1971 : 24)! Typisch ist für solche Epochen des Universalismus auch die Tatsache, daß grammatische Regularitäten und die logischen Gesetze von Syntax und Semantik anhand von mehr oder weniger sinnlosen, jedenfalls **konstruierten** Sätzen illustriert und diskutiert werden. In der modernen Logik und Linguistik operiert man mit Äußerungen wie *Der König von Frankreich ist kahl* (Russell), *Colourless green ideas sleep furiously* und *John hit the ball* (Chomsky) oder *alle diese meine erwähnten zehn schönen roten hölzernen Kugeln* (Seiler); in der modistischen Sprachtheorie des Mittelalters waren Beispielsätze der Art *Socrates albus currit bene* außerordentlich beliebt. Dies steht in scharfem Kontrast zu den Epochen einer partikularistischen Sprachauffassung, in denen Belege aus Autoren, meist aus Klassikern mit modellhafter Geltung, als Beispiele für grammatische Erscheinungen angeführt werden. Der Gegensatz zwischen universalistischem und partikularistischem Sprachdenken manifestiert sich auch in der Art des Umgangs mit den sprachlichen Primärdaten.

III. KAPITEL

DER ERSTE PARTIKULARISMUS. 'DEFENCE ET ILLUSTRATION' DER MUTTERSPRACHE IM ZEICHEN DES HUMANISMUS

1. Die mittelalterlichen Vorläufer

Etwa zur gleichen Zeit, als im Norden der Romania, vor allem an der Sorbonne, der neu gegründeten Universität von Paris, das universalistische Sprachdenken der lateinischen Scholastik seinen Höhepunkt erlebte, zeigten sich im Süden an mehreren Stellen die ersten Anzeichen dafür, daß die Tage des lateinischen Universalismus gezählt waren. Geistesgeschichtliche Umschwünge vollziehen sich ja nicht plötzlich; es ist vielmehr kennzeichnend, daß eben im Augenblick der größten Ausbreitung und Entfaltung einer Idee die ersten Keime des Neuen sichtbar werden, jener Gegenidee, die dann auf längere Sicht die Oberhand gewinnt.

Die scholastische Philosophie las die universalen Gesetze des Denkens und seiner sprachlichen Bedingtheit am Lateinischen ab, ohne sich um das Lateinische als Einzelsprache mehr zu kümmern als für seine praktische Erlernung unumgänglich war. In dieser Einzelsprache spiegelte sich Sprache schlechthin; die Divergenzen zwischen den Sprachen wurden *expressis verbis* als oberflächlich abgetan. Das rein praktische Problem der Verständigung über die Sprachgrenzen hinweg konnte von der Gemeinschaft der *litterati* getrost ignoriert werden, da das Lateinische ja Gemeingut war; und was mit jenen Massen geschah, denen „die Sonne des Latein nicht leuchtete“ (Dante), das lag weit außerhalb des Denkhorizontes der Logiker und Dialektiker jener Tage. Um so dringlicher stellte sich dieses Problem allerdings für diejenigen, die über Sprache außerhalb dieses traditionellen Rahmens nachdachten, sie außerhalb benutzten.

1.1. Die Sprache der Troubadours als Bildungsgut für Laien: die Anfänge der romanischen Grammatik bei Jofre de Foixà

Bei der Verwendung von Sprache außerhalb des traditionell vom Lateinischen ausgefüllten Rahmens ging es zunächst keineswegs primär um die ungebildeten Volksmassen, sondern vor allem um den Adel, der bis in die höchsten Ränge des Lateinischen vielfach nicht oder nur unzureichend mächtig war. Dies wird aus einer charakteristi-